DIE
PARALLEL-ERZÄHLUNGEN BISMARCKS
ZU SEINEN
GEDANKEN UND ERINNERUNGEN

(TEILDRUCK)

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

VEREINIGTEN FRIEDRICHS-UNIVERSITÄT
HALLE-WITTENBERG

VORGELEGT

VON

ROBERT PAHNCKE

AUS DARMSTADT

ACAD.
LUGD. BAT.
BIBL.

HALLE A. S.
DRUCK VON EHRHARDT KARRAS G. M. B. H.
1914

Referent: Prof. Dr. R. Fester.

Tag der mündlichen Prüfung: 26. Mai 1913.

Mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät erscheint nur ein Teil der eingereichten Arbeit, in welchem Text und Kritik der Parallelerzählungen zu Cap. VIII–XXXIII der G. u. E. fehlen, als Dissertation. Die vollständige Dissertation, erweitert durch ein Kapitel über Bismarck und die „Hamburger Nachrichten", wird veröffentlicht als Heft 3 der

„Historischen Studien"

herausgegeben von Richard Fester (Verlag von Max Niemeyer in Halle a. S.).

Inhalt.

Seite

1. Literatur v
2. Einleitung 1
3. Text und Kritik der Parallelerzählungen 15
4. Ergebnisse 51

Literatur.

Es sind nur solche Schriften angeführt, aus denen eine Parallele in die vorliegende Arbeit übernommen ist. Die sonst eingesehene biographische, historische und kritische Literatur wird in den Fußnoten zitiert.

Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck. Stuttgart u. Berlin 1901. 2 Bde. = Anhang

Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Histor.-kritische Gesamtausgabe von H. Kohl. 14 Bde. Stuttgart 1892—1905 = Reden

Bismarck-Jahrbuch (H. Kohl). 6 Bde. Berlin 1894—1899 = Jahrbuch

Bismarck-Regesten (H. Kohl). 2 Bde. Leipzig 1891—1892 = Regesten

Bismarck-Briefe. 1836—1873 (H. Kohl). Bielefeld u. Leipzig 1898 = Kohl, Briefe

Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Stuttgart 1900 = Braut u. Gattin

Bismarcks Briefe an Leopold von Gerlach (H. Kohl). Berlin 1896 = Gerlach

Politische Briefe Bismarcks aus den Jahren 1849 bis 1889. 4 Bde. Berlin 1889—1892 = Polit. Briefe

Vom jungen Bismarck. Briefwechsel Otto von Bismarcks mit G. Scharlach. Weimar 1912.

J. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. 7 Bde. Leipzig 1897—1898 = Penzler

Fürst Bismarck 1890—1898 von Hermann Hofmann. 2 Bde. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1913 = Hofmann

H. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866. 2 Bde. Stuttgart 1897 = Friedjung

Andrae (Roman), Erinnerungen eines alten Mannes. (Kreuzzeitung 1895, Nr. 409 ff.)

H. Blum, Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck. München 1900 = Blum

M. Busch, Tagebuchblätter. 3 Bde. Leipzig 1899 = Busch

Crispi bei Bismarck, übersetzt von Lili Lauser. Stuttgart u. Leipzig 1894 = Crispi

R. v. Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck. Berlin u. Stuttgart 1901 = Keudell

P. Liman, Bismarck-Denkwürdigkeiten. Berlin 1899 = Liman

Dr. Fhr. v. Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck. Stuttgart u. Berlin 1904, N. F. 1905 = Mittnacht I, II

Ch. v. Tiedemann, Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck. 2. Aufl. Leipzig 1910 = Tiedemann

G. v. Wilmowski, Meine Erinnerungen an Bismarck. Breslau 1900 = Wilmowski

S. Withman, Fürst von Bismarck. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1902 = Withman

H. v. Poschinger, Also sprach Bismarck. 3 Bde. Wien 1910—1911 = Also

— Aus großer Zeit. Berlin 1905.

— Bei R. v. Keudell, Ein Bismarck-Interview. Berlin 1902.

— Bausteine zur Bismarck-Pyramide. Berlin 1904 = Bausteine

— Bismarck und die Diplomaten. Hamburg 1900 = Dipl.

— Bismarck und seine Hamburger Freunde. Hamburg 1903 = Hamburger

— Bismarck und die Parlamentarier. 3 Bde. Breslau 1894—1896 = Parl.

— Bismarck-Portefeuille. 5 Bde. Stuttgart u. Leipzig 1898—1899 = Port.

— Preußen im Bundestag. 4 Bde. Leipzig 1882 bis 1884 = Bundestag

— J. Booth, Persönliche Erinnerungen an Bismarck. Hamburg 1899 = Booth

— Neue Tischgespräche und Interviews. 2 Bde. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1895, 1898 = Interviews

— Stunden bei Bismarck. Wien 1910 = Stunden

— Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848 bis 1894. 2 Bde. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1895—1900 = Ansprachen

Bennigsen, R. v., von H. Oncken. 2 Bde. Stuttgart u. Leipzig 1910 = Bennigsen

Bernhardi, Th. v., Tagebücher. 9 Bde. Leipzig 1894—1910 = Bernhardi

Buntschli, J. C., Denkwürdigkeiten. 3 Bde. Nördlingen 1884 = Bluntschli

Dahn, F., Erinnerungen. 4 Abt. Leipzig 1891 bis 1895 = Dahn

Diest, G. v., Aus dem Leben eines Glücklichen. Berlin 1904 = Diest

Friesen, Friedr. Fhr. v., Erinnerungen. 3 Bde. Dresden 1881, 1910 = Friesen

Hassel, P., König Albert von Sachsen. 2 Bde. Berlin u. Leipzig 1898—1900 = Hassel

Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig Fürst zu, Denkwürdigkeiten. 2 Bde. Stuttgart und Leipzig 1906 = Hohenlohe

Jäger, O., Erlebtes und Erstrebtes. München 1907 = Jäger

Loftus, Lord A., The diplomatic reminiscenses of Lord A. L. 4 Bde. London 1892—1894 = Loftus

Lyons, Lord, A record of British diplomacy by Lord Newton. 2 Vol. London 1913 = Lyons

Motley. J. L., The correspondence of J. L. M. 2 Bde. London 1889 = Motley

Münz, S., Von Bismarck bis Bülow. Berlin 1912 = Münz

Poschinger, H. v., Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke. 3 Bde. Berlin 1894 = Bucher

Roggenbach, F. v., Her. von K. Samwer. Wiesbaden 1909 = Roggenbach

Schäffle, A., Aus meinem Leben. 2 Bde. Berlin 1905 = Schäffle

Schurz, K., Lebenserinnerungen. Bd. II. Berlin 1909 = Schurz

— Bismarcks Gespräch mit Karl Schurz am 28. Januar 1868. Mitgeteilt von R. Fester. Süddeutsche Monatshefte. Dezember 1913.

Unruh, H. V. von, Erinnerungen (herausgegeben von Poschinger). Stuttg., Berlin, Leipzig 1895 = Unruh

Vilbort, L'œuvre de M. de Bismarck. Paris 1869 = Vilbort

Gedanken und Erinnerungen = G. u. E.

Volksausgabe = V.

Einleitung.

Schon mehrfach ist der Wunsch geäußert worden, daß die große Menge der verstreuten autobiographischen Äußerungen Bismarcks gesammelt in den Kreis der Betrachtung der Gedanken und Erinnerungen gezogen werden möchten.[1] Die vorliegende Arbeit stellt einen solchen Versuch dar. Mit einer Einschränkung. Unter dem Sammelnamen „Parallel-Erzählungen" sind hier alle Stellen aus Bismarcks mündlichen und schriftlichen persönlichen Äußerungen, den Reden, Briefen, Denkschriften und vor allem den Gesprächen, zusammengetragen, soweit sie erzählenden, retrospektiven Charakters sind und sich mit irgend einer Stelle der G. u. E. in Parallele stellen lassen. Es fallen also nicht in den Rahmen vorliegender Arbeit alle als Parallele anzusehenden Gedanken und alle mit den Ereignissen gleichzeitigen Äußerungen, wie sie uns beispielsweise in der von Keudell mitgeteilten Denkschrift über die Vorteile der Annahme der spanischen Krone durch Leopold oder in Bismarcks brieflichen Auseinandersetzungen über die Verzögerung der Beschießung von Paris vorliegen.

Die Erzählungen aber sollen zunächst einzeln, sodann in ihrer Gesamtheit Verwertung finden. Es soll also betrachtet werden, welche Einzelergebnisse ihre Vergleichung mit dem Text der G. u. E. im Kleinen, im einzelnen Wort, im Gehalt der kleinen Erzählung bringt, dann ferner, was ihre Gesamtheit uns für Schlüsse zu ziehen gestattet. Manche Einzeläußerung, die ohne Zusammenhang nicht brauchbar ist, gewinnt erst durch solche Anlehnung Sinn; umgekehrt kann uns manches frühere Wort durch seine Ursprünglichkeit ein besserer Finger-

[1] Fr. Meinecke, Die G. u. E. Bismarcks. Histor. Zeitschr. 82 (1899); Ad. Wahl, Die Unterredung Bismarcks mit dem Herzog von Augustenburg am 1. Juni 1864 ibid. 95 (1905) 58 f.

zeig werden. In jedem Falle lassen sich viele Bruchstücke, die einzeln und für sich nicht von großer Bedeutung sind, im Zusammenhang mit den G. u. E. besser geschichtlich verwerten. Auf der anderen Seite ist es unbestreitbar ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik Bismarcks, wenn wir sein Gedächtniswerk nicht an anderen zeitgenössischen Belegen allein nachprüfen; es ist psychologisch nicht minder von Interesse, einmal Bismarck durchgehends mit sich selbst zu konfrontieren. Wenn Bismarck in früherer Zeit einmal gelegentlich gesagt hat: „Ich habe früher manches gesagt, wodurch ich mich jetzt nicht mehr gebunden fühle“,[1] so liegt in diesem Satz schon die indirekte Aufforderung zu einer derartigen Untersuchung, wie sie hier beabsichtigt ist.

Der urkundliche Wert der herangezogenen Parallelen ist ein sehr verschiedener; die Literatur, der sie entnommen sind, bedarf also einer kurzen Charakterisierung. Nach Möglichkeit strebt die Arbeit Vollständigkeit an, die aber wohl kaum erreicht worden ist. Es mußte schon aus äußeren Gründen auf einzelne schwer erreichbare Nachrichten verzichtet werden. Auch wird der Kenner der zeitgenössischen Literatur vielleicht dies oder jenes vermissen. Ich muß daher bemerken, daß ich sachlich unbedeutende Kleinigkeiten wohl gelegentlich übergangen habe; ich glaube aber, daß wichtige Angaben kaum fehlen werden.

In Bismarcks Reden und Briefen, die hier an erster Stelle zu nennen sind, besitzen wir seine eigenen Worte; sie haben als offizielle Aktenstücke natürlich urkundlichen Wert. Eine andere Stellung nehmen dagegen die mündlichen Äußerungen Bismarcks ein, die nicht genauer stenographischer Berichterstattung unterlagen, sondern erst nach der Unterredung aus mehr oder weniger gutem Gedächtnis einzelner Hörer reproduziert wurden. Das sind Bismarcks bekannte und berühmte Tischgespräche, seine Interviews, seine Gelegenheitsansprachen und seine mündlichen Anweisungen an seine Beamten und Gehülfen. Nicht herangezogen sind hier, um es vorweg zu nehmen, die Äußerungen Bismarcks, die uns in verarbeiteter Form vorliegen; ich meine damit die Zeitungsartikel, wie sie

---

[1] M. Philippson, Das Leben Kaiser Friedrichs III., S. 424.

uns Penzler[1] und Kohl[2] mitteilen. Es soll damit gesagt werden, daß sie in Gesellschaft der unmittelbaren Äußerungen zu verschleiert erscheinen, um als direkte Kronzeugen dienen zu können. In Buschs Tagebuchblättern finden wir für die von Bismarck herrührenden Artikel gewöhnlich ein Diktat oder eine längere Auseinandersetzung, jedenfalls immer ein Thema, dessen Variation geschrieben werden soll; hier fehlen uns solche Handhaben. Wenn uns auch L. Hofmann von den Hamburger Nachrichten ein ausreichender Gewährsmann sein mag, um die Zusammenhänge zwischen vielen Artikeln seines Blattes und Friedrichsruh zu gewährleisten, so können diese Artikel doch wissenschaftlich vorläufig keine Verwendung finden.[3] Wir wissen, daß Fürst Herbert Bismarck gegen die Prätension des Penzlerschen Werkes, daß alle hier als Bismarckisch bezeichneten Artikel zweifellos authentisch seien, mehr als einmal energisch Protest erhoben hat (Jahrbuch VI, 311—314). Wir stehen also auf unsicherem Boden. Die Zeitungsartikel bleiben uns trotzdem interessante Dokumente; ob sich aus ihnen aber einmal zweifellos echte Bismarckische Äußerungen herausschälen lassen werden, muß leider solange ungewiß erscheinen, bis uns neue wünschenswerte Veröffentlichungen ihr Verhältnis zu Bismarck klarstellen.

Ebenso ist natürlich abgesehen von zweifelhaften oder durch sichere Zeugen diskreditierten Produkten, an denen die Bismarck-Literatur leider nicht arm ist. So fehlt aus der Schar von Herrn Robolskys vier Dutzend anonymer und pseudonymer Kinder[4] das Buch: A. von Unger, Unterredungen mit Bismarck (2 Bde. Berlin 1889—1890), das einen Versuch darstellt, wichtige verstreut erschienene Unterredungen Bismarcks zu sammeln; denn der Herausgeber sagt selbst, daß sein Buch nichts bringe, was sich nicht schon irgendwo gedruckt findet. Leider wird diese Sammlung entwertet durch die völlige Unzuverläßigkeit ihres Autors; er bietet uns nicht nur ganz entstellte, minder-

---

[1] J. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. 7 Bde. Leipzig 1897—1898.

[2] Kohl, Jahrbuch I, 326 ff.

[3] S. Nachtrag.

[4] Diesen blühenden Zweig der Bismarck-Schundliteratur hat H. Kohl, Jahrbuch I, 499 ff. gebührend an den Pranger gestellt.

wertige Wiedergaben[1], sondern auch handgreifliche Fälschungen.[2] Eine Illustration für die geringe Glaubwürdigkeit, die der Autor beanspruchen darf, ist Buchers Urteil über seine Schrift: „Aus der Berliner Gesellschaft", deren Kapitel: „Eine Sylvesternacht in Varzin" als gänzlich erfunden bezeichnet wird.[3]

Die zur Verwertung gekommenen Gespräche sind in ihrer überwiegenden Hauptmenge den Schriften Poschingers, den Tagebuchblättern von Moritz Busch und den Erinnerungen zu Bismarcks Gedächtnis entnommen, vereinzelt aus zeitgenössischen und postumen Biographien der im öffentlichen Leben stehenden Männer, die mit Bismarck in Berührung kamen, zusammengetragen. Viele dieser Schriften boten zwar Bismarcksche Gespräche, aber keine Parallel-Erzählungen und fehlen daher im Literaturverzeichnis. Ich gebe sie daher hier der Kürze halber in einem dem Kenner verständlichen Stichwort: Abeken, Andrassy (Wertheimer), Bamberger (Schriften), Benedek (Friedjung), Beseler, Beust, Bray-Steinburg, Crispi (Memoiren 1912), R. v. Delbrück, Duncker (Haym), Graf Dürckheim, Ernst II, Frankenberg, E. L. v. Gerlach, L. v. Gerlach, J. Hansen, Harkort (L. Berger-Witten), Haym, Hesekiel, Hoverbeck (Parisius), Jolly (Baumgarten und Jolly), Kleist-Retzow (v. Petersdorff), Ed. Malet, la Marmora, Maybach (Jungnickel), Mohl, Moltke (Schriften), Oetker, Duc de Persigny (Conversations avec M. de Bismarck; Revue de Paris III, 1), Prokesch-Osten, Roon, Karl von Rumänien, Graf Schack, L. v. Simmern, Simson, Stieber (Auerswald), Stichling, Stosch, Thudichum, Vitztum von Eckstädt, Wagener, Wilhelm I (Schneider), E. Wolf, Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus.

Nichts, was den Fürsten Bismarck beträfe, hat einmal ein deutscher Parlementarier gesagt, sei zu geringfügig, um nicht gekannt und aufbewahrt zu werden. Viele Zeitgenossen des Fürsten haben uns den Schatz ihrer Erinnerungen zugänglich

---

[1] Man vergleiche Unger I, 7. I, 32. I, 45 und die Originalgespräche dazu bei Unruh, Vilbort, Bluntschli.

[2] Unger I, 189 bezeichnet Fürst H. Bismarck als erfunden. Also II, 304; Unger II, 128, 138 nennt Bucher III, 326 „Mit völliger Unkenntnis der Verhältnisse und Personen geschrieben."

[3] Bucher III, 330.

gemacht. Aber trotz dem vielen, was uns damit geschenkt worden ist, trotz der Masse von Gesprächen, die alle ähnlichen Sammlungen der Worte großer Männer weit übertrifft, gibt es noch keine vollständige und zuverlässige Sammlung der Gespräche Bismarcks. Nicht allein der Historiker darf diesen Mangel empfinden; das rein menschliche Interesse an der großen Persönlichkeit und das vaterländische Dankesgefühl wären wohl schon Anlaß genug, einmal ein Bismarck-Denkmal aus den Unterredungen Bismarcks zu errichten, ähnlich dem, das Luther und Goethe besitzen. Zudem war Bismarck ein klassischer Erzähler. Beust sagt einmal darüber: „Wenn man mit Bismarck in guten Beziehungen steht, gibt es auf der Welt keinen besseren Gesellschafter; die Originalität der Gedanken wird nur von der Originalität des Ausdrucks übertroffen“ (II, 477); und Karl Schurz schreibt über ihn: „Die drei größten ‘Konversationalisten’, mit denen ich in meinen Tagen in Berührung gekommen bin, waren Mazzini, der amerikanische Schriftsteller Dr. Wendell Holmes und Bismarck. Von diesen war Bismarck der imposanteste und unterhaltendste zugleich durch Witz, Sarkasmus, Anekdoten und Erzählungen geschichtlichen Interesses, mit hinreißender Lebendigkeit vorgetragen und blitzartigen Beleuchtungen von Menschen und Verhältnissen“ (I, 393). Der Eindruck ist fast immer derselbe. Der lebhafte Wunsch, an dem Glück, daß man selber als Zuhörer Bismarcks genoß, auch andere teilhaftig werden zu lassen, hat den meisten Berichterstattern die Feder geführt. Uns ist jede Mitteilung willkommen. Aber der Historiker muß überall erst vorsichtig prüfen. Nach verschiedenen Gesichtspunkten. Wollte man alle die Worte, die uns als Äußerungen des Fürsten vorliegen, auf die Goldwage legen, so würde man zu seltsamen Ergebnissen kommen. Was man da alles konstruieren kann, hat Majunke gezeigt. Es hat Zeiten gegeben, wo jede geringfügige Äußerung Bismarcks Anlaß zu einem Leitartikel gab; daß es da an Verzerrungen und Verdrehungen nicht fehlt, liegt auf der Hand. Die Unmöglichkeit für Bismarck, jede Entstellung zu berichtigen, ist einleuchtend; nur wenn sachliche Interessen darunter litten, griff der Fürst gelegentlich ein; gegen Entstellungen, die seine Person betrafen, blieb er meist gleichgültig. So laufen noch viele solcher Halbheiten und Fälschungen frei umher. Es ist auch für die historische Kritik ein Ding der Unmöglichkeit, hier alles bis

ins Einzelne richtig zu stellen. Wir müssen allen solchen Äußerungen gegenüber Bismarcks eigenes Wort anwenden und gelten lassen: „Man muß sich hüten, meinen inneren Menschen aus fragmentarischen Betrachtungen zu entziffern, welche zu gänzlich verkehrter Auffassung führen. Wenn man ihnen glaubte, so wäre mirs immer blutiger Ernst und ich machte auf Eidesgelöbnisse Ansprüche“ (Bausteine 2). Bei solchen mündlichen Äußerungen wiegt nicht eine gleich schwer wie die andere; die Feder ist kritischer als die Zunge. Der Erzähler ist nicht immer derselbe. Auch aus Bismarck spricht oft die Stimmung des Augenblicks. Diplomatische Gespräche sind etwas anderes als Tischreden. Dann kam sehr viel darauf an, wer ihm gegenüber saß. Er konnte unmöglich in Nikolsburg dem König und Benedetti, den Österreichern und anderen mit denselben Farben dienen. Auch war nicht jeder geeignet, alles zu erfahren. Da die Absichten der Erzählungen also meist ganz verschiedene sind, so rücken auch später für den wieder erzählenden Diplomaten, den Journalisten, den fremden Besucher und den vertrauten Bekannten ganz verschiedene Gründe für eine Handlung in den Vordergrund, die man natürlich nicht einzeln daraufhin untersuchen darf, welche nun am richtigsten aussehen, da nur ihre Gesamtheit ein vollständiges Bild ergeben kann.

Nach der Entlassung tritt ein Neues hinzu. Die Unterredungen werden jetzt oft den zahlreichen Interviewern gegenüber zum lehrhaften Vortrag, der auch, wenn der Fürst es gestattet, gelegentlich stenographisch fixiert wird. Zwischen Äußerungen bei Tisch und im engeren Kreise, zwischen ernsten politischen Gesprächen und längeren Vorträgen bestehen also mannigfache Abstufungen, die bei der Wertung der Gespräche nicht außer acht gelassen werden dürfen.

Größere Aufmerksamkeit ist jedoch nötig bei Betrachtung der Person des Zuhörers, der uns seine Unterredung mit Bismarck berichtet. Hier haben wir nicht nur die rein sachliche Schwierigkeit der Wiedergabe, sondern auch die ungleiche Aufnahmefähigkeit seitens der Hörer in Abzug zu bringen; denn nicht jedem war das richtige Ohr gegeben. Die Fähigkeit, ein Gespräch, dessen Zeuge oder Partner man war, richtig aufzuzeichnen, hat eng gesteckte Grenzen. Bismarck selbst sah solche Aufzeichnungen seiner eigenen Unterredungen ziemlich skeptisch

an. Als einst an ihn das Ansinnen gestellt wurde, er möge seine eigenen Interviews zur Richtigstellung durchsehen, lehnte er rundweg ab. „Die Schwierigkeit", so begründete er, „liegt in der Natur der stattgehabten Unterredungen. Dieselben haben nie den Charakter einer systematischen Manifestation gehabt, sondern den einer von mir nicht gesuchten, aber bei dem gewohnheitsmäßigen Bedürfnis politischer Aussprache bereitwillig aufgenommenen gelegentlichen Unterhaltung. Bei einer solchen ist der Besucher natürlich in Gefahr, nicht genau im Gedächtnis behaltene Äußerungen nach seinen Ansichten zu vervollständigen, zu unterstreichen, im Zusammenhang zu verschieben und den Hauptaccent auf Beiläufiges zu legen. Auf diese Weise kamen Angaben zustande, welche an ein wirklich gesprochenes Wort anknüpfen und doch einen mir fremden und fernliegenden Gedanken zum Ausdruck bringen. — Die Fehler der Wiedergabe beruhen auf den jeder zwanglosen Konversation ohne Zeugen und ohne Stenogramm inhärierenden Mängeln" (Interviews I, 270). Auf jede Art solcher Unterredungen lassen sich diese Worte Bismarcks in Anwendung bringen.

In richtiger Erkenntnis dieser Schwierigkeiten haben sich viele Zuhörer mit dem Bleistift geholfen, oder sie haben sofort nach der Unterredung ihre Erlebnisse niedergeschrieben. Oft sogar sofort; nach manchen Berichten muß an der Tafel des Fürsten selbst hinter Teller und Serviette taktlos genug stenographiert worden sein. Andere Berichterstatter wollen ihre zweifellose Glaubwürdigkeit uns dadurch erhärten, daß sie uns sagen, ihr hervorragendes Gedächtnis befähige sie, stundenlange Unterredungen genau im Kopfe zu behalten und nachher ebenso genau niederzuschreiben. Ein solches Licht ist jedoch meist ein Irrlicht. „Der Versuch, die Gedanken eines Genies ganz in sich aufzunehmen, — sagt Withman (240) — ist immer ein Wagestück; denn schon ihre Genesis liegt außerhalb der Fassungskraft des Durchschnittsmenschen. So war auch der persönliche Verkehr mit einem Bismarck, bei dem sich Erhabenheit der Stellung mit solcher des Geistes verband, nicht ohne Gefahren. Wer sich dieses Vorzugs erfreute, wurde dadurch an einer schwachen Stelle preisgegeben, nämlich in der Befriedigung seiner Eitelkeit; hie und da ist das Glücksgefühl, durch die Bekanntschaft mit einem so hervorragenden Manne geehrt zu sein, jemandem zu Kopf gestiegen". Das ist außerordentlich treffend gesagt.

In diese Kategorie eingereiht zu werden, wird sich mancher sonst wohlmeinende Bismarck-Enthusiast gefallen lassen müssen. Das Prototyp solcher Berichterstatter ist Hans Blum; ihm ist es widerfahren, daß Bismarck selbst spottete über „seinen werten Freund", der „sehr indiskret berichtet und meist Falsches" (Busch III 337). Ebenso typisch sind für diese ganze Art die Berichte von Favre, Thiers und anderen Franzosen[1] über ihre Unterredungen mit Bismarck. Mit französischer Leichtigkeit werden uns hier endlose Gespräche nicht nur im ausführlichen Dialog, sondern auch mit Interjektionen reich geschmückt geboten. Alle solche Überlieferungen müssen wir als Vermittler des gesprochenen Wortes ablehnen und können von ihnen nur Thema und Gedankengang an sich gelten lassen. Denn es bedarf zum richtigen Hören nicht nur des Ohres und des augenblicklichen Interesses, sondern vor allem der Fähigkeit, sich in die Anschauungen des Erzählers versetzen zu können. Ein Diplomat, ein Bismarck dauernd nahestehender Beamter, wie Tiedemann, Keudell oder Abeken, hörten wohl richtiger und sind bessere Gewährsmänner als ein blinder Verehrer oder ein berufseifriger Journalist, der zweimal zwei Stunden dem Fürsten gegenüber saß und dessen Hauptinteresse es war, einmal „dagewesen" zu sein oder ein interessantes Interview zu erzielen. Die Unterschiede des Gesichtskreises und der Lebensumstände lassen sich nicht unterdrücken.

Naturgemäß sind wir jetzt, von seltenen Fällen abgesehen, nicht mehr in der Lage, alle derartigen Berichte, die dessen bedürftig sind, genau richtigzustellen. Es bedarf dessen auch nicht. Denn es kommt bei der Benutzung der Gespräche nur auf die photographische Treue des ausgesprochenen Erinnerungsbildes an, aber nicht auf das Gewand. Wenn auch eine wörtliche Wiedergabe, wie sie nur ein Stenogramm geben kann, das Beste und Bequemste zu sein scheint, bei der Art von Bismarcks Konversation lag sie außer Bereich der Möglichkeit. Die gewissenhaftesten Zuhörer bezeugen uns, daß auch im stenographischen Bericht nicht der ganze Bismarck enthalten sei. Crispi erzählt

---

[1] Enquête parlamentaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale. Déposition des Témoins; Jules Favres: Simple recit d'un membre du Gouvernement de la défense nationale, ferner Délerot, Versailles pendant l'occupation u. a. m.

darüber, „der Fürst ist ein unvergleichlicher Plauderer. Wenn die Pointe nicht im Worte liegt, so liegt sie im Tone. Diesen muß man hören oder gehört haben. Was er sagt, ist voll Schattierungen und Färbungen, Anspielungen, Nebenbedeutungen, Feinheiten, welche nichts wiederzugeben vermag. Die Stimme, die Gebärde, die wohlberechneten Pausen, alles wirkt mit, um dem Gedanken und dem Ausdruck Relief zu geben." (Crispi 117.) So urteilt der italienische Staatsmann. Und ein Parlamentarier gesteht, daß „die Eigenheit der Form seiner Rede wohl kaum wortgetreu wiederzugeben ist" (Parl. I 37).

Nach diesen Zeugnissen, die sich vermehren lassen, ist es das Richtigste, den Inhalt der Gespräche Bismarcks zu analysieren und von der Voraussetzung der wortgetreuen Wiedergabe der Einzelheiten der Unterhaltung prinzipiell abzusehen. Mancher Berichterstatter hat einsichtsvoll zugestanden, daß die genaue Darstellung nicht im Bereich seiner Fähigkeiten liege. Aber die meisten erheben sich nicht zu dieser Stufe der Erkenntnis und machen stets den Versuch, in direkter Rede Wort für Wort aufzuzeichnen. Die einzigartige Kunst, die Bismarcks Gespräche auszeichnet, reizte eben immer wieder zur Nachahmung. Auch die Absicht und das Streben nach möglichst genauer Wiedergabe mag sich darin kundgeben. Jedenfalls dürfen Gespräche, die in der Form der indirekten Rede oder nur einer knappen Inhaltsangabe uns übermittelt sind, unser Vertrauen in erster Linie beanspruchen; lange und ausführliche Dialoge erscheinen a priori verdächtig.

Das sind einige Gesichtspunkte, die für eine Behandlung Bismarckscher Gespräche als Voraussetzung zu gelten haben. Unser Hauptgewährsmann, der eifrige Sammler Heinrich von Poschinger, hat davon nichts berücksichtigt. Die Fülle seiner Bismarckpublikationen trägt das ungeschriebene Motto „Kraut und Rüben" offen zur Schau. Wahllos und kritiklos hat er Bismarck in zahlreichen Bänden verarbeitet. Von der Wichtigkeit und Notwendigkeit philologischer Kleinarbeit, deren Arbeitsfeld hier noch brach liegt, weiß er nichts. Er hat nur ohne Geschick kompiliert, und für den, der seine Schriften nicht nur durchblättern will, bleibt fast alles zu tun übrig, bis er sich durch das Beiwerk zu des Wesens Kern durchgefunden hat. Dazu tritt rein äußerlich die bedauerliche Tatsache, daß die einzelnen wirklich wertvollen Stücke durch eine ganze Reihe

von Bänden zerstreut sind, in denen sich oft unter pretentiösem Titel so gut wie garnichts findet. Typisch dafür ist das Buch: „Bausteine zur Bismarck-Pyramide“ und leider auch das neue Bismarck-Jahrbuch. Derartig dürftige Gedenkbücher sind keine Bausteine zur Bismarck-Pyramide. Es erweckt bisweilen den Anschein, als ob dem Verfasser als Hauptzweck eine gewisse voluminöse Abrundung vorgeschwebt habe; man lese nur die im Neuen Bismarck-Jahrbuch veröffentlichten 36 Abhandlungen Poschingers über Bismarck! Sie füllen 178 Seiten und bringen nichts. So hätte auch der wirklich wertvolle Inhalt seiner neun Bände Bismarckscher Gespräche mit ungefähr 3600 Textseiten, ungerechnet seine zahlreichen anderen, mit Bismarcks Namen geschmückten Publikationen, in zwei bis drei Bänden Platz gefunden. Der wertlose Ballast besteht in einer geradezu unglaublichen Anhäufung von zwecklosen Anmerkungen und wertlosen Notizen, die nur der Vermehrung der Seitenzahl dienen. Wiederholungen, Fehler und Flüchtigkeiten sind außerdem in großer Zahl nachzuweisen. „Leichtfertig zusammengestoppelt“ hat schon Ludolf Parisius mit Recht Poschingers Schriften genannt.

Einige Beispiele genügen, um Poschingers Art zu charakterisieren. Wir vermissen zunächst bei vielen Gesprächen eine Quellenangabe. Das ist schon an älteren Sammlungen Poschingers ausgestellt worden, hat ihn aber nicht veranlassen können, in späteren Schriften Abhülfe zu schaffen. Seine letzten Bände: „Also sprach Bismarck“ bringen wieder eine Reihe von Mitteilungen ohne jeden Nachweis ihrer Herkunft. Schlimmer ist die entstellte Form sonst wohl überlieferter Unterredungen.[1] In manchen Büchern geht er sogar so weit, daß er Gespräche, die uns Bismarck selbst in den G. u. E. erzählt, aus deren Zusammenhang herausgerissen, seinen Sammlungen einverleibt und sie sogar aus der indirekten Form willkürlich in die direkte Rede überträgt. Daß diese Gespräche dadurch nicht richtiger werden, versteht sich wohl von selbst.[2] Auch Horst Kohls Brief-

---

[1] Man vergleiche: Parl. III, 238, 241 und Kleist-Retzow. Also I, 183—185 und Bernhardi VI, 304f. Also I, 4—5 und G. u. E. I, 43—44, V, 62—63. Parl. II, 16f. und Jahrbuch I, 497. Int. I, 3 und Also I, 30 u. a. m. Die Aufzählung ließe sich reich vermehren.

[2] Z. B. Also II, 1 und G. u. E. II, 84, V, 105.

sammlung schreibt er in diesem Sinne ganz überflüssiger Weise aus. Demgegenüber fällt es auf, daß aus einem Werke wie Keudells Schrift „Fürst und Fürstin Bismarck“ jede Mitteilung fehlt. Dann hat er bisweilen den Einfall, während er die meisten bekannten Bücher exzerpiert, bei ganz fern liegenden Schriften das nicht zu tun und uns für gut überlieferte Bismarcksche Gespräche auf die Quelle selbst zu verweisen. Es berührt merkwürdig, wenn in einer Sammlung Bismarckscher Gespräche die Gedanken und Erinnerungen ausgeschrieben werden, dagegen bei so fernliegenden Schriften wie Vilborts „l'œuvre de Monsieur de Bismarck“ und William Russells Kriegstagebuch auf die Quelle verwiesen wird, weil sie ja allgemein zugänglich sei. Ganz unangebracht sind ferner bei Poschinger die vielen zahlenmäßigen Angaben über Soireen, Diners und Festlichkeiten, von denen nur die Anwesenheit, aber kein Wort Bismarcks überliefert ist. Das gehört allenfalls in ein Regestenwerk, aber nicht in eine Sammlung von Unterredungen. Vollends das Feuilleton einer Zeitung glaubt man zu lesen, wenn Poschinger anfängt, sich im Beiwerk zu ergehen; Diners und Tischordnungen, reichhaltige Menus, kaltes Buffet und alle dazu gehörigen Getränke, auch der Reichshund geben ihm Gelegenheit, viel Papier zu füllen.

Eine andere Unart sind die ausgedehnten Wiederholungen. So kommen die Unterredungen zwischen Bismarck und Thiers über den Abschluß des Waffenstillstandes in dem Buch: „Fürst Bismarck und die Diplomaten“ wieder zum Abdruck, obgleich sie bereits im zweiten Bande des Bismarck-Portefeuille erschienen waren. In der deutschen Revue (Bd. XXII August 1897) brachte Poschinger 15 neue, ziemlich belanglose Bismarcksche Privatbriefe zum Abdruck. Dieselben übernahm er dann im folgenden Jahre in den ersten Band des Portefeuille und brachte sie im Jahre 1904, immer noch als neu, in dem Buche „Bausteine zur Bismarck-Pyramide“ zum dritten Male, sogar mit derselben Einführung. Zum mindesten geschmacklos ist es, wenn uns, wie wir es im Bismarck-Portefeuille I S. 15 finden, formelle, wörtlich fast übereinstimmende Dankdepeschen des Fürsten 15 bis 20 mal untereinander gereiht als: „Neue Briefe und Telegramme“ vorgesetzt werden.

Ich kann hier nicht sämtliche Poschingersche Sammlungen einer genauen Kritik unterziehen; die genannten Fälle sind mehr oder weniger typisch für eine größere Reihe ähnlicher Autoren-

sünden; eine kritische Sichtung von Poschingers Schriften ist eine Arbeit für sich, die um der in ihnen enthaltenen wertvollen Bestandteile willen wohl noch einmal ihre Lösung finden wird. Deshalb mußte von vornherein festgestellt werden, daß hier mit unvollkommenem Material gearbeitet wurde. Zwar sind alle Gespräche, die sich offen als schlecht überliefert erwiesen, weggelassen worden, aber für viele Mitteilungen ist Poschinger unser einziger Gewährsmann und daher nicht zu umgehen. So müssen wir uns mit ihm abzufinden suchen, bis uns einmal eine kritische Sammlung der Gespräche Bismarcks beschert werden wird.

Der Verfasser eines solchen Werkes hätte sich auch eingehend mit Buschs Tagebuchblättern auseinanderzusetzen. Von Poschinger unterscheidet sich Busch schon äußerlich nicht unbedeutend. Poschinger ist in der Hauptsache Sammler, und wie wir sehen, nicht der geeignete. Zwar hat er aus den Archiven im höheren Auftrag die Briefe und Dokumente herausgeben dürfen, die den Inhalt des Werkes „Preußen im Bundestag“ bilden, aber seine Arbeiten gefielen nicht und mußten erst von berufener Feder durchkorrigiert werden, ehe sie an die Öffentlichkeit gelassen wurden (Busch III, 53—54). Bei den Vorarbeiten zu den G. u. E. schreibt Bucher dem damals erkrankten Freunde Busch: „An eine Heranziehung Poschingers ist kein Gedanke; er weiß, daß der Mann unfähig ist, etwas zu gestalten“ (Busch III, 302). Auch aus anderen Äußerungen wissen wir, daß Bismarck die Art Poschingers nicht sonderlich schätzte. Die Stellung Buschs zum Fürsten Bismarck ist eine wesentlich andere. Er kann bessere Legitimationen vorweisen. „Mein Vertrauen haben Sie sich verdient“ sagt Bismarck zu ihm, als er ihn am 15. März 1890 zum Hilfsarbeiter bei der Vorbereitung der „Memoiren“ anwirbt (Busch III, 276—277). Busch galt dem Kanzler also nicht nur als befähigt, ihm hie und da die Feder zu führen, sondern er genoß persönlich so viel Vertrauen, daß ihm auch in intime Angelegenheiten Einblick gestattet wurde. Außerdem aber berichtet er uns, im Gegensatz zu Poschinger, nur selbsterlebte eigene Unterredungen. Ihre Wertung ergibt sich daher erst aus ihrer Gegenüberstellung mit den G. u. E.

Es bliebe noch ein Wort zu äußern über die anderweitigen Gespräche, die aus Memoiren und historischen Werken entnommen sind. Um ihrer Vielseitigkeit willen muß das hier unterbleiben.

Die Geistesart dieser Überlieferungen spricht uns aus der Lektüre solcher Quellen deutlich genug an; oft besagt der Name schon das meiste. Die Schriften von Männern wie Abeken, Keudell und Tiedemann, wie Bernstorff, Crispi, Hohenlohe, wie Sybel und Friedjung sprechen für sich selbst. Auch hier gibt es Ausnahmen. Der eitle Beust ist nicht so zuverlässig wie der sachliche Crispi, der flüchtige Herzog Ernst von Koburg nicht so korrekt und eingeweiht wie ein Delbrück; erleben wir doch auch die Überraschung, daß der in der ungeschriebenen Überlieferung so geachtete Blumenthal sich in seinen Tagebuchblättern als ein enger, kleiner Geist darstellt. Aber in der Hauptsache dürfen alle diese Schriften, abgesehen von den allen gemeinsamen Mängeln und unter Berücksichtigung ihrer individuellen Verschiedenheiten, unser Vertrauen ohne mikroskopische Untersuchung für sich in Anspruch nehmen.

Bei der nun folgenden Sammlung der Parallel-Erzählungen ist der Übersichtlichkeit halber die Kapiteleinteilung der Gedanken und Erinnerungen zugrunde gelegt worden, so daß sich die Parallelen deren Text unmittelbar anschließen können. Die Zugehörigkeit der unter einer Nummer zusammengestellten inhaltsgleichen Zitate ergibt sich aus dem vorgesetzten Stichwort.

Text und Kritik der Parallelerzählungen.

I. Bis zum ersten vereinigten Landtag.

1. Pantheist, Republikaner. (G. u. E. I, 1, V. I, 19.)

1846 Dezember. Schreiben an Herrn von Puttkamer. Braut und Gattin 2.

Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterricht hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher an meinem 16ten Geburtstag keinen anderen Glauben als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb.

1867 August. Gespräch mit George Bancroft, Gesandtem der Vereinigten Staaten. Also I, 293.

Als ich von der Universität kam, war ich Atheist und Republikaner.

1892 Juni 15. Booth 77.

Vom Gymnasium ging ich als Atheist und Republikaner ab. Wir glaubten an Plato. Ich hatte immer einen furchtbaren Freiheitsdrang und Gleichheitsschwindel. So erinnere ich mich ganz deutlich, als zehnjähriger Junge, daß auf dem Spielplatz ein Mitschüler unter die Pumpe gebracht wurde und bei mir die Idee kam, warum wir dieses nicht einmal mit dem Lehrer versuchen sollten, denn vereint hatten wir die Macht dazu. Ein anderes Mal stellte ich, als unser Hausknecht zur Reserve berufen wurde, Betrachtungen darüber an, warum ein König, ein Mensch, die Macht hätte, Leute wider ihren Willen einzuberufen und ihm alle folgen müßten.

Das Fazit des ersten Abschlusses der Lehrjahre. Bismarck ist nach der Angabe der G. u. E. Pantheist. Der Werbebrief an Herrn von Puttkamer, den zukünftigen Schwiegervater, jedenfalls ein wohlüberlegtes und genau durchdachtes Schriftstück, in dem wir aber auch größte Offenheit voraussetzen müssen, bestätigt dies. Im Gespräch entsteht eine Verschärfung; hier heißt es zweimal: Atheist. Das ist in zwangloser Unterhaltung belanglos, zumal ja auch der Zuhörer sich verhört haben könnte. Die G. u. E. wissen auch nicht von konkreter republikanischer

Gesinnung, sondern nur von einer eingehenderen inneren Beschäftigung mit republikanischen Gedanken. Die Parallele, die uns Booth berichtet, gibt dafür zwei drastische Beispiele. Ebenso wie „Atheist“ verlangt also auch „Republikaner“ eine Einschränkung. Bismarck gibt sie in den Parallelen auch, wenn er sich „national“ ziemlich empfänglich nennt (s. Nr. 2) und wenn er in den G. u. E. sich auf die Seite der Autorität stellt.

2. Schuleindrücke. (G. u. E. I, 1, V. I, 19.)

1864 Juni 18. Keudell 160.

Ich war vom 6. bis zum 12. Lebensjahr in der Plamannschen Erziehungsanstalt, welche damals für eine mustergültige Verwirklichung Pestalozzischer Prinzipien gehalten wurde. ... Mit der Turnerei und den Jahnschen Reminiszenzen trieb man ein gespreiztes Wesen, das mich anwiderte. ... Meine Erinnerungen an die Zeit sind sehr unerfreulich.

1870 August 26. Gespräch mit Lehrern des Lyzeums in Bar-le-Duc. Port. IV, 58.

Mein ganzer Haß erwacht, wenn ich ein solches Institut sehe. Ich habe die ersten Jahre meiner Jugend in einem Internat verbracht; lange Zeit durfte ich meine Familie nicht sehen; ich wurde sehr streng gehalten.

1870 September 6. Keudell 456.

Meine Jugend hat man mir in bester Absicht verdorben. Die damals berühmte Plamannsche Anstalt, in der ich 6 Jahre aushalten mußte, war eine Art Zuchthaus.

1871 Januar 8. Busch II, 22.

Dann sprach er davon, daß er von seinem 6ten bis zu seinem 12ten Jahre in Berlin im Plamannschen Institut, einer nach den Grundsätzen Jahns und Pestalozzis eingerichteten Erziehungsanstalt gewesen sei; und daß er sich an die dort verlebte Zeit ungern erinnere. Es habe dort ein künstliches Spartanertum geherrscht.

1892 Juli. Ansprache an Besucher aus Schwaben in Kissingen. Reden XIII, 116.

Ich selbst bin einerseits ein Produkt der Berliner Schule, andererseits aber auch des Geistes, wie er im preußischen Offizierkorps herrschte; letzterer war der des ganzen preußischen Landadels. Wenn eine nationale Ader in mir schlug, so lag das an der Berliner Schule. Als ich sie verließ, war ich national ziemlich empfänglich, aber im Innern republikanisch und Pantheist.

1895 April 8. Deputation der höheren Lehrerschaft Preußens. Interviews II, 240.

Er nannte die strenge Erziehung in der damals berühmten Plamannschen Anstalt in Berlin, in die er schon als sechsjähriger Knabe gegeben war, eine

Treibhauskultur, und er schilderte das Leben dort allerdings in recht greulichen Farben . . . Die Erziehung war sehr streng; wir wurden schlimmer als die Rekruten vom Unteroffizier behandelt.

Es fehlt in den G. u. E. der in jeder Erwähnung der Plamannschen Anstalt enthaltene unmutige Beigeschmack der allzustrengen Erziehung, worüber Bismarck sich, wie wir sehen, öfter geäußert hat. Daß die Berliner Schule die ersten deutschnationalen Eindrücke in dem jungen Bismarck hervorgerufen hat, wird übereinstimmend berichtet, ebenso auch, daß sie nicht in ihm zur Herrschaft gekommen sind.

3. Burschenschaft. (G. u. E. I, 1—2, V. I, 19—20.)

1888 September 30. Busch III, 251.

Der Fürst sprach über die mangelhafte Kenntnis der neusten Geschichte, die das Tagebuch (des Kaisers Friedrich) zeige, wenn es Kaiser und Reich wie neue Ideen behandle: Das war lange vor der Geburt des Kronprinzen schon die Sehnsucht vieler. Die Burschenschaft sang und trank darauf gleich nach den Befreiungskriegen, und als ich nach Göttingen kam, brachte ich es mit und wäre, wenn sie nicht so mensur- und bierscheu gewesen wäre, bei ihr eingesprungen und dann in die Untersuchung mit verwickelt worden.

1892 Juli. Ansprache an Besucher aus Schwaben in Kissingen. Reden XIII, 116.

In Göttingen war die Burschenschaft das erste, in das ich hineinkam. Der Mangel an gesellschaftlicher Erziehung und die Enge des Gesichtskreises schreckten mich ab.

1895 April 21. Ansprache an eine Abordnung der alten Herren der deutschen Burschenschaft. Reden XIII, 367.

Ich bin bei der ersten Berührung mit der Burschenschaft, wie ich zur Universität kam, von dem Vorurteil der Korpsburschen im Allgemeinen geleitet worden. Außerdem war es Zufall, daß ich gerade mit Burschenschaftern in Berührung kam, die den gesellschaftlichen Schliff nicht hatten, den ich von Berlin her gewohnt war, und daher kam meine Abneigung, obschon ich schon damals nationaldeutschen Glauben hatte und an die deutsche Einheit glaubte und die Wette einging, daß sie in 20 Jahren geschaffen sein würde — es war anno 1832 — was nicht ganz zutraf; aber es widerstrebte mir doch das persönliche Material, möchte ich sagen, der damaligen Burschenschaft. Sehr viel trug dazu auch die altertümliche Tradition der Mensur bei; sie schlugen sich damals nicht, die Burschenschafter, jetzt tun sie es. Es ist das auch nicht nötig; ich denke heutzutage ruhiger über diese Dinge, aber die Äußerlichkeiten sind es, glaube ich, vorzugsweise gewesen, die mich, wie ich mit

17 Jahren nach Göttingen kam, davor behütet haben, mit Dambach und der Untersuchungskommission in nähere Beziehung zu kommen. Der Eingang zu der politischen Situation oder vielmehr die Führer, die ich dazu finden konnte, mißfielen mir persönlich.

Die drei vorhandenen Parallelen entsprechen in allem Wesentlichen den G. u. E. Die Weigerung, Satisfaktion zu geben — bei Busch erweitert in: Mensur- und Bierscheu — wird in der Ansprache an die alten Herren der Burschenschaft ebenfalls als Grund angegeben. Der Mangel an Erziehung, den die zweite Parallele angibt, wird in der dritten ebenfalls angeführt. Die letzte Stelle steht dem Text der G. u. E. besonders nahe; sogar die Wette mit dem Amerikaner Coffin wird hier, wie in den G. u. E. im Zusammenhang mit der Burschenschaft erwähnt. Diese letzte Erzählung, die also sichtlich das wiedergibt, was die Niederschrift der G. u. E. im Gedächtnis wieder aufgeweckt und konzentriert hat, ist im Ton etwas zurückhaltender; erklärlich dadurch, daß die Ansprache an eine Abordnung der Burschenschaft gerichtet war.

4. Konflikt mit der Opposition. (G. u. E. I, 17—18, V. I, 36.)

1847 Mai 18. Braut und Gattin 90—91.

Ich habe mich einigemal auf Rednerbühne mit wenig Worten aventuriert, und erregte gestern einen unerhörten Sturm des Mißfallens, indem ich durch eine nicht deutlich genug gefaßte Äußerung über die Natur der Volksbewegung von 1813 die mißverstandene Eitelkeit vieler von der Partei verletzte, und natürlich das ganze Halloh der Opposition gegen mich hatte. Die Erbitterung war groß, vielleicht gerade weil ich die Wahrheit sagte, indem ich auf 1813 den Satz anwandte, daß Jemand, (das preußische Volk) der von einem Andern (den Franzosen) solange geprügelt wird bis er sich wehrt, sich daraus kein Verdienst gegen einen dritten (unseren König) machen kann. Man warf mir meine Jugend und was sonst noch alles vor. . .

1864 Sommer. Keudell 7—8.

Ich sagte . . . ich müsse auch dem widersprechen, daß die Volkserhebung von 1813 anderen Beweggründen zuzuschreiben wäre, als dem Zorn über die Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten; es heiße der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annehme, daß die Mißhandlungen, die die Preußen jahrelang durch fremde Gewalthaber erlitten, nicht hingereicht hätten, ihr Blut in Wallung zu bringen und ihren Haß zu entflammen. Ich wurde mehrfach durch lautes Murren unterbrochen. Zwei Redner gaben Saucken recht und sagten: Ich dürfe garnicht mitreden, weil ich 1813 noch nicht gelebt hätte. Als ich wieder die Tribüne bestieg, wurde ich mit Pfui-Rufen begrüßt. Ich kehrte der Versammlung den Rücken, zog die Spenersche

Zeitung aus der Rocktasche und las ruhig, bis der Lärm aufhörte. Dann sagte ich trocken: Ich kann allerdings nicht in Abrede stellen, im Jahre 1813 noch nicht gelebt zu haben. Ich habe immer aufrichtig bedauert, daß es mir nicht vergönnt gewesen ist, an der damaligen Bewegung teilzunehmen; mein Bedauern ist aber vermindert worden durch die heute erhaltene, nicht sehr dankenswerte Belehrung.

Zu Bismarcks erstem Auftreten in der Öffentlichkeit haben wir zwei Parallel-Berichte. Ein Bruchstück eines Rede-Entwurfs lehrt uns die Situation richtig verstehen (Reden XIV, 3).[1] Es geht aus diesem Bruchstück hervor, daß Bismarcks Äußerung über die Natur der Volkserhebung von 1813 nicht ex improviso gegen einen Vorwurf des vorhergehenden Redners, von Saucken-Tarputschen getan, sondern um eine weitverbreitete Anschauung zu bekämpfen, vorbereitet und schon länger beabsichtigt war. Saucken gab Bismarck die Möglichkeit, seine formulierten Gedanken zu verwerten, dadurch daß er der Gesetzgebung von 1807 einen übergroßen Anteil an Preußens Erhebung zusprach, insofern sie vor allem König und Volk einander näher gebracht habe. Man hört deutlich heraus, daß Saucken als Vertreter der Fortschrittspartei für den Liberalismus etwas herausschlagen will; er behauptet daher, daß nicht nur der Haß gegen Frankreich, sondern die Wirkung der liberalen Gesetzgebung Preußens Aufschwung von 1813 bewirkt habe. Daran knüpft Bismarck seine Betrachtung. Keudell sagt von seiner Mitteilung, sie entspreche dem stenographischen Sitzungsbericht; die Darstellung der G. u. E. laute etwas abweichend. Der Bericht an die Braut schildert nur den äußeren Eindruck der Rede. Die G. u. E. weichen also von dem stenographischen Bericht ab. Der Grundgedanke der Rede wird zunächst mit knappen Worten genau wiedergegeben. Dagegen schreibt Bismarck dann: Ich blieb auf der Tribüne und blätterte in einer dort liegenden Zeitung. Das entspricht nicht dem wirklichen Verlauf; denn nach Bismarck sprachen zunächst zwei andere Abgeordnete, dann bestieg Bismarck von neuem die Tribüne, wurde von großem Lärm empfangen und las seine Zeitung, bis der Lärm sich gelegt hatte. Die naturwüchsige Entrüstung Bismarcks, von der die G. u. E. sprechen, lag wohl

[1] G. Egelhaaf, Bismarck (Stuttgart 1911), schreibt S. 21 Marcks die Auffindung des Konzepts dieser Rede zu. Das ist irrtümlich, da uns das Konzept schon aus den Reden XIV bekannt war.

in den scharfen Ausdrücken, die auch aus dem Brief an die Braut noch herausklingen, über das geprügelte Preußen usw. Daß sie sich im stenographischen Bericht nicht finden, liegt an der nachträglichen Änderung des Sitzungsprotokolls. (Marcks, Bismarck I, 404; Braut und Gattin 90/91: Ich muß jetzt vor der heutigen Sitzung hin, um nachzusehen, ob sie meine Worte nicht in Unsinn verkehrt haben.) Die G. u. E. sind also im Kern der Rede durchaus getreu; über Bismarcks persönliche Haltung dagegen gleiten sie leicht andeutend hinweg.

II. Das Jahr 1848.

5. Bismarck rät zum Angriff. (G. u. E. I, 25, V. I, 43.)

1870 November 20. Busch I, 415.

Da erinnere ich mich, nach den Märztagen, wie der König in Berlin und die Truppen in Potsdam waren. Da kam ich auch hin und es war Beratung, was jetzt zu tun wäre. Möllendorf war dabei und saß mit schmerzhafter Miene auf einem Stuhl nicht weit von mir. Er konnte nur mit der einen Hälfte sitzen, so hatten sie ihn zerprügelt. Der eine riet nun dies, der andre das, aber niemand wußte recht, was zu machen. Ich saß neben dem Pianoforte und sagte nichts, schlug aber ein paar Töne an: Dildeldum dittera (er dudelte den Anfang des Infanterie-Sturmmarsches). Da erhob sich der Alte plötzlich freudestrahlend von seinem Stuhle und humpelte auf mich zu und umarmte mich und sagte: „Das ist das Rechte. Ich weiß, was sie wollen — marschieren, nach Berlin!“ Mit dem König aber war nichts zu machen und die andern hatten auch keine rechte Kourage.

Busch erzählt nur von Möllendorf und seiner Mißhandlung, von seiner Freude über Bismarcks Angriffsvorschlag. Prittwitz, der Kommandeur von Berlin, wird nicht erwähnt. Es liegt also hier nur der mehr anekdotenhafte Teil von Bismarcks Bericht vor, dem aber in den G. u. E. nichts widerspricht.

6. Georg von Vincke; Regentschaft der Prinzessin Augusta. (G. u. E. I, 36 f., V. I, 55—56.)

1874 Oktober 24. Hohenlohe II, 135—136.

Er erzählte mir vieles über die Kaiserin; z. B. im April 1848 kam G. von Vincke zu Bismarck und sagte ihm, der vereinigte Landtag wolle und müsse darauf antragen, daß der König abdanke, der Prinz von Preußen auch, und

daß die Prinzessin von Preußen Regentin an Stelle ihres Sohnes werde. Bismarck widersprach und sagte, daß das Volk diese Manipulationen nicht verstehen würde. Als Vincke insistierte, sagte Bismarck: Wenn Sie morgen den Antrag einbringen, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich den Antrag stellen werde, Sie als Hochverräter zu arretieren. Darauf Vincke: Ja, dann muß die Sache aufgegeben werden. Bismarck: Ja, sagen Sie das Ihrer Prinzessin, worauf Vincke lächelnd abging.

1877 November 1. Tiedemann 214—215.

Nach Bismarcks Erzählung: Wenige Tage nach dem Barrikadenkampfe in Berlin 1848 kommt Bismarck dorthin, um dem König mitzuteilen, daß das Landvolk in Brandenburg und der Provinz Sachsen bereit sei, nach Berlin zu marschieren und den König aus den Händen des Pöbels zu befreien. Er trifft den Freiherrn Georg Vincke, der ihm auseinandersetzt, daß zur Rettung der Monarchie die Abdankung des Königs notwendig sei und ihn als Führer der Konservativen bittet, in diesem Sinne zu wirken. Bismarck weist diese Zumutung auf das entschiedenste ab. Darauf bittet Vincke, er möge doch wenigstens mit der Prinzessin von Preußen Rücksprache nehmen, die in den Plan eingeweiht sei, und ihn im Potzdamer Schloß zu empfangen wünsche. Bismarck fährt nach Potzdam und hat hier in einem Dienerzimmer des Seitenflügels eine geheime Unterredung mit der Prinzessin, in welcher diese ihm folgendes eröffnet: die Revolution habe gesiegt, der König habe sich als völlig unfähig zur Verteidigung des Thrones erwiesen. Es käme darauf an, zu retten, was zu retten sei. Damit nicht alles verloren gehe, müsse man den König zwingen, abzudanken. Er weigere sich zwar noch, hierauf einzugehen, wenn aber auch von konservativer Seite diese Forderung gestellt werde, müsse er nachgeben. Ihr Mann, der Prinz von Preußen, sei zwar der nächste zum Thron, er könne aber als Nachfolger nicht in Betracht kommen, weil er zu unpopulär sei und die liberale Partei brüskieren werde. Außerdem habe er sich geweigert, seinen Bruder vom Thron zu drängen. Man müsse daher den König bewegen, zu Gunsten seines Neffen, ihres 17jährigen Sohnes abzudanken; sie sei bereit, bis zu dessen Volljährigkeit die Regentschaft zu übernehmen. Die gesammte liberale Partei werde diesen Thronwechsel mit Jubel begrüßen; es komme nur darauf an, daß auch die konservative Partei zustimme. Wenn er auf ihren Plan eingehe, sei dessen Zusicherung gesichert. Sie werde sich im höchsten Maße erkenntlich erweisen usw. — Bismarck weist die ihm zugemutete Unterstützung dieser Pläne mit einer sehr scharfen Bemerkung zurück.

1897 September. Gespräch mit M. Harden. Interviews II, 440.

Als der Prinz von Preußen 48 nach England gehen wollte und ich ihn aufsuchen wollte, um ihm dringend zu raten, er solle in Potsdam bleiben, die ganze Armee und ein Teil der Landbevölkerung sei für ihn, und seine Reise würde schlecht wirken, wollte sie (die Prinzessin) mich nicht zu ihm lassen. Sie war aufgeregt und erklärte mir, sie müsse vor allen Dingen für die Zukunft ihres Sohnes sorgen. Später erfuhr ich von einem merkwürdigen Plan, der in ihrem Palais ausgekocht worden war. Vincke sprach mich im Landtag

an und sagte, er wolle den Antrag stellen, der Prinzessin von Preußen die Regentschaft zu übertragen; wie ich darüber dächte. Ich fragte zunächst, warum denn der Prinz nicht Regent werden solle. Der Prinz, meinte Vincke, sei im Lande unmöglich geworden. Schön, sagte ich, wenn Sie ihren Antrag stellen, werde ich beantragen, Sie als Hochverräter verhaften zu lassen. Der Antrag unterblieb, weil er ohne die Unterstützung der äußersten Rechten aussichtslos war.

Die Berichte weisen hier verschiedene Abweichungen vor. Die Örtlichkeit der Unterredung geben die G. u. E. erdrückend genau, sodaß an dieser Angabe nicht zu zweifeln ist. Dem entspricht die Mitteilung Hohenlohes: „Im April 1848 kam Georg von Vincke zu Bismarck“. Tiedemann sagt nur: „Er trifft den Freiherrn Georg Vincke“, und Harden berichtet: „Vincke sprach mich im Landtag an“. Das sind kleine Abweichungen des Gesprächstones, die hier belanglos sind; Bismarcks genaue Angabe erledigt sie. Hohenlohe weiß von einer Teilnahme der Prinzessin, also von der eigentlichen Palastverschwörung, nur soviel, daß Vincke in ihrem Sinne und Auftrag anfragt und Bismarck ihn abfallen läßt. Die beiden anderen Parallelen wissen darüber mehr, stimmen aber nicht überein. Tiedemann berichtet, daß Vincke die Abweisung nicht eingesteckt, sondern Bismarck an die Prinzessin gewiesen habe; das ist chronologisch verwirrt und Hardens Bericht hier richtig, der die Unterredung mit der Prinzessin in die Märztage verlegt, ebenso wie die G. u. E. es tun (siehe dazu noch G. u. E. S. 22/23, V. 40). Nehmen wir für die Unterredung den 21. März, das Datum des Billets des Prinzen Karl an, so sehen wir, daß Hardens Bericht chronologisch der korrekteste ist. Am 22. März war der Prinz Wilhelm noch auf der Pfaueninsel, am 27. traf er in London bei Bunsen ein. Der Landtag trat aber erst am 2. April zusammen. Es ist also sehr unwahrscheinlich, daß Vincke mit Bismarck schon vor der Prinzessin über die Regentschaftsfrage gesprochen haben sollte, und die G. u. E. sind hier, wie der Hardensche Bericht, zuverlässiger als Tiedemanns Mitteilung. Die für die spätere Kaiserin kompromittierende Erzählung übergehen die G. u. E. kurz und andeutungsweise. Harden und Tiedemann gegenüber läßt Bismarck allerdings keinen Zweifel, daß Vincke nur das Instrument der Prinzessin war, und der Erfinder der Stellvertretung in ihr selbst zu sehen ist. Die G. u. E. sprechen das nicht so unbedingt aus; durch das wiederholte „angeblich“ wird jedenfalls dem Zweifel hinreichender

Raum gelassen. Die Parallelen können daher hier gut ergänzen. Wenn die Unterredung mit Vincke „beiderseits mehr enthielt, als sich niederschreiben ließ“, so wird gewiß ein Teil des sekreten Inhalts die Stellung der Prinzessin gewesen sein. Daß Bismarck seinem Vertrauten Tiedemann gegenüber nicht so verschwiegen war und auch nicht zu Harden im Jahre 1897, bedarf keiner Erläuterung; ein Gespräch wird zudem nicht so genau abgewogen, wie eine der Öffentlichkeit zugedachte Niederschrift.

7. Verhältnis zu Kaiser Friedrich 1848. (G. u. E. I, 40, V. I, 58—59.)

1888 November 2. Busch III, 264—265.

Über seine Stellung zum Kronprinzen berichtet Bismarck: Zuerst 1848 oder 49. Er war damals noch recht dünn und schmächtig. Da machte er sich sehr an mich, und als sies ihm verboten, in Potsdam, suchte er mich des Abends in der Dunkelheit zu treffen und mir die Hand zu geben.

8. Frage der deutschen Einheit 1848. (G. u. E. I, 40—41, V. I, 59.)

1870 November 30. Busch I, 450.

Damals (1848) lagen die Sachen eine Zeit lang sehr günstig für eine Einigung Deutschlands unter Preußen. Die kleinen Herren waren größteuteils machtlos und ohne Hoffnung. Wenn sie nur möglichst viel Geld für sich hätten retten können, Domänen, Apanagen und dergleichen, so hätten sie sich zu allem bereitfinden lassen.... Die Österreicher hatten mit Ungarn und Italien zu tun. Hätte man vor dem Mai 1849 zugegriffen, Entschlossenheit gezeigt, die Kleinen abgefunden, so hätte man wohl auch den Süden gehabt, besonders wenn die württembergische und die bayrische Armee sich mit der Revolution verbunden hätten, was in diesem Stadium der Sache nicht unmöglich war. So aber verlor man Zeit mit Zögern und halben Maßregeln, und so ging die Gelegenheit in die Brüche.

9. Ministerium Brandenburg. (G. u. E. I, 50, V. I, 69.)

1853 November 2. Keudell 44.

Beim Mittagessen erzählte er (Bismarck) von seinem Anteil an der Bildung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel genau so, wie die Gedanken und Erinnerungen diese Begebenheiten des Spätherbstes 1848 darstellen.

10. Strothas Ernennung zum Kriegsminister. (G. u. E I, 50—51, V. I, 69—70.)

1869 Mai 8. Blum 60—61.

Über Strothas Ernennung zum Kriegsminister.

Der General war ruhig in Frankfurt Kommandant der Bundesgarnison; da trifft ihn ein Telegramm des damaligen Ministerpräsidenten Grafen von Brandenburg, sofort nach Berlin zu kommen und sich bei mir einzufinden, da Brandenburg mich mit Instruktionen für ihn versehen habe. Trotha[1] fährt Hals über Kopf nach Berlin und tritt am 9. November in meine Wohnung. „Graf Brandenburg hat Ew. Exzellenz hierher beschieden, damit Sie das Ministerium des Krieges übernehmen", sagte ich ihm, um ihm die Situation klar zu machen. — „Ich Kriegsminister", rief Trotha entsetzt; „was fällt dem Grafen ein? Ich bin dazu in keiner Weise geeignet." — „Ja, das hilft alles nichts. Lesen Sie hier die Kabinetsordre Sr. Majestät, der Sie zum Kriegsminister wünscht." Trotha liest mit großer Bestürzung und sagt dann: „Ja, wenn S. Majestät befiehlt, muß ich freilich gehorchen." — „Nun, Herr Kriegsminister, fahre ich fort, nun müssen Sie aber auch heute um 10 Uhr in der Kammer erscheinen." — „Bewahre, nein." — „Ja, da hilft Ihnen nichts; sehen Sie hier ein anderes Schreiben Sr. Majestät, welches ausdrücklich verlangt, daß Sie das Kriegsministerium der Kammer gegenüber vertreten." — „Dann muß ich freilich gehorchen", stammelte der neue Kriegsminister mit einem bangen Seufzer. Er wollte sich eben entfernen, jedenfalls um noch etwas für seine mutmaßliche Jungfernrede zu memorieren, hielt aber noch an, um die Frage an mich zu richten: „Welcher Anzug ist bestimmt?" — „Civil." — Trotha stand sprachlos vor Entsetzen. „Ich habe gar keins" stotterte er endlich. — „Ja, dann müssen Sie sich bis 10 Uhr einen Anzug besorgen; der König will es so. Aber ich gebe Ihnen einen Lohndiener mit." — „Dann muß ich freilich gehorchen" erwiderte Trotha beklommen und schlich hinaus. Ich ließ einen Lohndiener zu ihm in die Droschke steigen. Sie fuhren nach dem Mühlendamm, wo die Trödler wohnen. Um 10 Uhr aber sah man in der Kammer am Ministertisch einen Mann sitzen mit unendlich hohem Kragen und mit Frackärmeln, die ihm über die Hände reichten, kurz, einen wundervollen neuen Kriegsminister.

Die Vorbereitung des Generals von Strotha auf seinen Ministerposten erzählt Bismarck behaglich ausgeschmückt bei einer parlamentarischen Gesellschaft. Blum teilte die Anekdote zuerst in einem Bericht der „Gartenlaube" mit und druckte sie dann später in seinen Erinnerungen an Bismarck wieder ab. Poschinger verwertet das Gespräch in seinen „Parlamentariern" nach dem Bericht der Gartenlaube. Demnach müßten eigentlich sämtliche Berichte übereinstimmen. Das ist aber nicht der Fall. Der

[1] Blum schreibt irrtümlich Trotha statt Strotha.

erste Bericht Blums läßt das Gespräch zwischen Brandenburg und Strotha spielen, während der zweite, in Blums Erinnerungen nach den G. u. E. berichtigt ist, so daß jetzt Bismarck und Strotha verhandeln; Bismarck sagt ja auch in den G. u. E. ausdrücklich, daß Strotha von Brandenburg an ihn gewiesen worden sei. Das ist auch sehr einleuchtend, da kurz vorher von Bismarck erzählt wird, daß Brandenburg sich ganz unorientiert fühlte und sich sogar um Manteuffel zu gewinnen, Bismarcks bediente; so wird Brandenburg wohl auch die Instruktion Strothas dem bereitwilligen Helfer überlassen haben. Bismarck hebt bei Strothas Ernennung, um die Hast der Zusammenstellung des Ministeriums zu zeichnen, drastisch dessen Kleidungsverlegenheit hervor. Ob die Instruktion von Brandenburg oder Bismarck vollzogen wurde, ist sachlich ganz gleichgültig. Es bedarf daher hier nur der einmaligen Wiedergabe dieser beiden in ihrer Pointe sonst völlig identischen Erzählungen, die darin auch den G. u. E. völlig entsprechen.

III. Erfurt, Olmütz, Dresden.

11. Scheitern des Dreikönigsbündnisses; Gesandtschaftsrecht der deutschen Fürsten. (G. u. E. I, 59—60, V. I, 78—79.)

1870 September 7. Busch I, 177.

Noch weniger genau nehme ich's mit den auswärtigen Angelegenheiten der kleinen Staaten. Mit Unrecht wird von manchen Leuten viel darauf gegeben und Gefahr in der Beibehaltung diplomatischer Vertreter neben denen des Bundes gewittert. Wären solche Staaten sonst mächtig, so könnten sie auch ohne offizielle Repräsentanten an fremden Höfen Briefe austauschen und mündlich gegen das eine und das andere, was wir vorhaben, intriguieren. Ein Zahnarzt oder eine andere Persönlichkeit der Art könnte das besorgen. Übrigens werden ihnen die Kammern die Ausgaben für solche Luxusartikel bald genug streichen.

1878 März 8. Reichstag. Reden VII, 184.

Ich bin in den Geschäften schon beteiligt gewesen, als das Dreikönigsbündnis scheiterte, ich glaube vor 27 oder 28 Jahren, und war an den intimeren Verhandlungen zwischen den Höfen in dem Maße beteiligt, daß ich mit ziemlicher Sicherheit behaupte, es scheiterte einfach an der Frage: Sollen die einzelnen Höfe eigene Gesandtschaften, eigenes Gesandtschaftsrecht behalten

oder nicht. In dieser Frage wurde der Abschluß gewiß neun Monate — wenn ich nicht irre länger wie ein Jahr — hingehalten, über alles andere war man sich hinreichend einig. Darüber verfloß das tempus utile.

12. General von Radowitz. (G. u. E. I, 64—65, V. I, 83 f.)

1850 Juli 4. Schreiben an G. Scharlach. Vom jungen Bismarck 112 f.

... Die Besorgnis, daß der Erfurter Humbug mich wieder in Anspruch nehmen werde, tritt in den Hintergrund, und bin ich sehr neugierig, wie unser Minister und Herr von Radowitz, der „Kluge" katexochen es anfangen werden, die eigene Eitelkeit und Königliche Schwärmerei so weit zu betrügen, daß sie sich aus dem Lande der Romantik wieder in irgend eine Wirklichkeit hinein lavieren. Über Radowitz existiert viel Irrtum in dieser Welt. Die Meisten halten ihn für eine dämonische Natur, von großartigen geistigen Hülfsquellen, die irgend welche geheime Zwecke mit überlegener Geisteskraft und Energie verfolgt; das düstre seiner südslavischen Physiognomie, das Geheimnisvolle, in welches er sein Wesen zu drapieren beliebt, bestärken in dieser Ansicht. Wenn ich auch von ihm nicht sagen will, wie jener preußische General von Napoleon: „uf Ehre, en selensguter Kerl, aber domm, domm!" so ist doch Radowitz ein Mann, der sich in Nichts über das Niveau der Gewöhnlichkeit erhebt, als in einem erstaunlichen Gedächtnis, vermöge dessen er brockenweis ein umfangreiches Wissen in ihm der Tat nach fast unbekannten Fächern affektiert und recht gute Reden für die Gallerie und das Zentrum auswendig lernt, auch hat er die schwachen Seiten unseres allergnädigsten Herrn gut studiert, weiß ihm durch Mienen und gute Worte zu imponieren und seinen Edelmut und seine Schwäche auszubeuten. Im übrigen ist R. als Privatmann eine anständige und vorwurfsfreie Persönlichkeit, ein vortrefflicher Familienvater, als Politiker aber ohne irgendeine eigene Idee, von kleinlichen Expedients lebend, nach Popularität und Beifall haschend, getrieben von einer immensen persönlichen Eitelkeit, von Zeitungsdeklamationen und von der sogenannten öffentlichen Meinung, die doch nichts ist, als die Oberflächlichkeit derjenigen konstitutionellen Schreier, die sich am unverschämtesten geltend zu machen wissen.

1870 August 31. Busch I, 138.

Zuletzt kam der Minister auf Radowitz zu reden und meinte, er sei mit sich noch nicht ganz im Reinen, ob es dessen Unklarheit oder dessen verräterische Absicht gewesen sei, die Olmütz verschuldet habe. (S. 95 V, 115.) Man hätte sich vor Olmütz mit der Armee eher in Positur setzen müssen (S. 62 V, 81. S. 68 V, 87. S. 76 V, 95. S. 237 V, 263) und das hat Radowitz hintertrieben, ob als österreichisch-ultramontaner Jesuit oder als unpraktischer Träumer und Alleswisser, will ich dahingestellt sein lassen. Statt an Rüstungen zu denken, beschäftigte er den König mit Verfassungskleinigkeiten, einer Wetterauer Grafenbank (S. 59, 62, V, 78, 81) und anderen mittelalterlichen Scherzen, mit Etikettesachen und dergleichen mehr. Einmal hatten wir die Nachricht, daß Österreich in Böhmen 80 000 Mann zusammenzöge und viele Pferde kaufte.

Man sprach davon beim König und Radowitz stand dabei. Plötzlich trat er mit der Miene des Bestunterrichteten heran und sagte mit hohen Augenbrauen: Österreich hat in Böhmen 22 493 Mann und 2005 Pferde. Sprachs und drehte sich mit dem Bewußtsein um, dem König wieder einmal imponiert zu haben.

Die Charakteristik von Radowitz aus dem Jahre 1850 nennnt ihn als Privatmann vorwurfsfrei, als Politiker eine Null. Seine Stellung und sein Ansehen beruhen mehr auf Pose als auf praktischen Grundlagen. Sein Einfluß auf den König, den die G. u. E. hauptsächlich schildern, wird auch in der guten Parallele bei Busch berichtet. Hier wie dort geht aber die Kritik des Verhaltens von Radowitz über das Urteil von 1850 hinaus, insofern beide Erzählungen die Frage offen lassen, ob Radowitz nicht doch noch andere Triebfedern lenkten, als unpraktische Träumerei und Eitelkeit. Etwas derartiges deutet Bismarck 1850 noch nicht an, also ist später erst aus irgendwelchen Gründen ein solcher Verdacht in ihm rege geworden, den die G. u. E. nicht gerade aussprechen, aber zulassen wollen. Daß die Zahlen bei Busch nicht mit denen der G. u. E. — die Bismarck in den Tausenden „obiter in Erinnerung“ sind — übereinstimmen, ist gleichgültig. Widersprüche ergeben diese Parallelen also nicht.

13. Heinrich von Gagern. (G. u. E. I, 66—67, V. I, 86.)

1870 November 20. Busch I, 415.

Ich entsinne mich, 1850 oder 51, da hatte Manteuffel Befehl bekommen, eine Verständigung zwischen den Gagernschen und den Konservativen von der preußischen Partei zu versuchen, — wenigstens so weit, wie der König in der deutschen Sache gehen wollte. Er nahm mich und Gagern dazu, und so wurden wir eines Tages zu einem Souper à trois bei ihm eingeladen. Zuerst wurde wenig oder garnicht von Politik gesprochen. Dann aber ergriff Manteuffel einen Vorwand, uns allein zu lassen. Als er hinaus war, sprach ich sogleich von Politik und setzte Gagern meinen Standpunkt auseinander, und zwar in ganz nüchterner sachlicher Weise. Da hätten Sie aber den Gagern hören sollen. Er machte sein Jupitergesicht, hob die Augenbrauen, sträubte die Haare, rollte die Augen und schlug sie gen Himmel, daß es förmlich knackte und sprach zu mir mit seinen großen Phrasen, wie wenn ich eine Volksversammlung wäre. Natürlich half ihm das bei mir nichts. Ich erwiderte kühl und wir blieben auseinander wie bisher. Als Manteuffel dann wieder hereingekommen war und der Jupiter sich entfernt hatte, fragte er mich: „Nun, was haben Sie zustande gebracht miteinander“? „Ach“, sagte ich — „nichts ist zustande gekommen. Das ist ja ein ganz dummer Kerl. Hält mich für eine Volksversammlung. — Die reine Phrasengießkanne. Mit dem ist nicht zu reden!“

Der Unterschied zwischen der Darstellung der G. u. E. und Buschs Wiedergabe ist hier ein zweifacher. Nach Busch ist Bismarck in bestimmter Absicht durch Manteuffel auf die Begegnung mit Gagern vorbereitet; die G. u. E. sagen dagegen, daß Manteuffel den Gedankenaustausch lediglich durch eine zufällig erscheinende Gegenüberstellung der beiden Parteiführer einleitet und alles weitere diesen überläßt. Dann beginnt nach Buschs Bericht Bismarck die Unterredung und hat auch das letzte Wort, das Gagern mit geringschätzigem Schweigen würdigt. In den G. u. E. beginnt aber Gagern das Gespräch. Wir werden annehmen dürfen, daß der junge Bismarck einem Manne wie Gagern das Wort zuerst gelassen hat, zumal da, rein sachlich betrachtet, bei einer prinzipiellen Auseinandersetzung über die Verfassungsfrage der Standpunkt der Angelegenheit erst einmal von einer Seite präzisiert werden mußte, ehe man über ihn verhandeln konnte. Wenn außerdem Bismarck auf ablehnendem Standpunkt steht, so konnte er seine Auseinandersetzung nur an einen vorausgegangenen Vortrag Gagerns anknüpfen. In diesem Punkt wird also der Text der G. u. E. vorzuziehen sein. — Die „knackenden Augen“ und der „dumme Kerl“ sind wohl Ausdrücke aus Buschs Wortschatz, dagegen mutet die „Phrasengießkanne“ sehr echt an. Das Datum bei Busch, 1850 oder 51, muß richtig lauten: Frühjahr 1850. Die Unterredung mit Gagern fand in Erfurt statt, wo das Unionsparlament vom 20. März bis 29. April 1850 tagte. (Dasselbe Gespräch bei Poschinger, Parl. I, 290 wörtlich, und Parl. II, 12 mit Weglassung unwichtiger Sätze.)

14. Mangelnde Kriegsbereitschaft Preußens. (G. u. E. I, 68—69, V. I, 87—88.)

1882 Januar 24. Reichstag. Reden IX, 234.

Der König von Preußen wurde 1860 in seinem Versuch, die Armee „so stark zu bilden, daß er die deutsche Einheit nicht nur herstellen, sondern auch nachher in den zweifellos ferner zu führenden Kriegen weiter vertreten konnte, aufs äußerste bekämpft, und wir hätten zunächst die Armeereorganisation garnicht, wir hätten die Armeeorganisation behalten, die den tapfersten Soldaten — das war der damalige Kriegsminister zur Olmützer Zeit — doch veranlaßte, mir, als ich als Abgeordneter und Landwehroffizier einberufen, mich bei ihm meldete, zu sagen: „Wir können uns garnicht schlagen, wir sind gar nicht in der Lage, wir haben erst in vierzehn Tagen 70 000 Mann

zwischen Oder und Elbe, wir können die Österreicher garnicht hindern, Berlin zu besetzen, wir müssen mobilisieren in zwei getrennten Lagern, das eine in Königsberg, das andere in Koblenz, von da müssen wir unser Land und Hauptstadt wieder erobern; also, ich muß Sie bitten, wenn Sie Einfluß auf Ihre Kollegen haben — Sie haben Urlaub von Ihrem Regiment — wiegeln Sie ab, was Sie können, wir können mit der Landwehr heute nicht schlagen, wir haben Kadres von 150 000 Mann in Baden stehen und haben sie nicht zusammen.

Während die Parallele Stockhausens Einwand: „Wir können erst in 14 Tagen 70 000 Mann mobilisieren" übereinstimmend mit den G. u. E. berichtet, sind die Zentren einer notwendigen Mobilisierung verschieden angegeben. In den G. u. E. sagt Bismarck: Danzig-Westfalen, in der Reichstagsrede: Königsberg-Koblenz. In militärischem Sinne ist es aber durchaus nicht gleichgültig, ob es heißt Westfalen oder Koblenz; wenn Preußen, wie beide Stellen angeben, so bedeutende Kadres in Süddeutschland, speziell in Baden stehen hatte, so klingt die Angabe von Koblenz als westlichem Mobilisationszentrum einleuchtend, Westfalen sinnlos. Bismarck kommt es nicht darauf an, sich im militärischen Sinne korrekt auszudrücken; die abweichenden Ortsbestimmungen zeigen uns, daß ihm diese militärischen Details hier ganz gleichgültig sind; es kommt ihm nur darauf an, die Unmöglichkeit der Mobilisierung darzustellen. — Leider liefert die Parallele keinen neuen Anhaltspunkt zur Datierung des Gesprächs mit Stockhausen. Ulmann (Histor. Vierteljahrsschrift V. 1902) schafft hier eine mühsame und ganz unnötige Komplikation, indem er Bismarck eine Verwechslung seines Besuchs vom 14. November mit einem anderen zuschiebt. Wenn Bismarck am 14. Abends Stockhausen nicht antraf, aber am 16. bereits orientiert ist („Braut und Gattin" 212/13), so ist die natürlichste Folgerung, daß Bismarck den vergeblichen Besuch vom 14. am nächsten Tag wiederholt hat, auch ohne daß dies ausdrücklich gesagt wird. Wir finden sehr oft in den Briefen an die Gattin, daß wichtige Audienzen, Abmachungen und ähnliches übergangen werden. Ulmanns Ausführung kann m. E. die ganz klaren Angaben der G. u. E. nicht erschüttern.

IV. Diplomat.

15. Bismarcks Ernennung zum Bundestagsgesandten. (G. u. E. I, 78, V. I, 97.)

1851 April 28. Braut und Gattin 266.

Den 7. oder 10. Mai werde ich in Frankfurt sein müssen . . . Der König hat zuerst vorgeschlagen, mich zu ernennen, und zwar sofort zum wirklichen Bundestagsgesandten; sein Plan hat natürlich viel Widerspruch gefunden, und ist endlich dahin modifiziert worden, daß Rochow zwar Gesandter in Petersburg bleibt und in 2 Monat wieder hingehen soll, aber einstweilen und vorläufig den Auftrag nach Frankfurt erhält und ich ihn begleite, mit der Zusicherung, sein Nachfolger zu werden, sobald er nach Petersburg geht.

1855 Juli 27. Motley I, 174.

In the summer of 1851, he told me that the Minister Manteuffel asked him one day abruptly, if he would accept the post of Ambassador at Frankfort, to which (although the proposition was as unexspected as one to him as if I should hear by the next mail that I had been chosen Governor of Massachussetts) he answered, after a moment's deliberation, yes, without another word. The King, the same day, sent for him, and asked him if he would accept the place to which he made the same brief answer „Ja". His Majesty expressed a little surprise that he made no inquiries or conditions, when Bismarck replied that anything which the King felt strong enough to propose him, he felt strong enough to accept.

Über seine Ernennung nach Frankfurt berichtet Bismarck sofort an die Gattin, ohne weitere Angaben über seine beiden Gespräche mit Manteuffel und dem König; in den G. u. E. erweitert er selbst die als zweite Parallele zitierte „kurz gegebene" Erzählung Motleys. Der Hinweis auf Motleys Briefwechsel zeigt uns, daß die Erzählung in den G. u. E. jedenfalls durch jene Briefstelle veranlaßt worden ist; ob Bucher dabei die Hand im Spiele hat, läßt sich leider nicht aus dem Inhalt feststellen (Motleys Bericht auch bei Poschinger, Interviews I, 3).[1]

[1] Poschinger wiederholt diesen Bericht in seinem Buche „Also sprach Bismarck" I, 30, und zwar nach einer Mitteilung der New Yorker Staatszeitung vom 19. Oktober 1902. Dort steht ein grotesk verzerrter Bericht über Motleys Erzählung. Danach soll Bismarck gesagt haben: die Ernennung nach Frankfurt sei ihm — Bismarck — so unerwartet gekommen, wie eine Ernennung zum Gouverneur von Massachussets, ein Vergleich, den natürlich der Amerikaner Motley seiner eigenen Gemahlin gegenüber auf sich anwendete. Es ist unklar, warum Poschinger solchen Unsinn aufnahm, obwohl er selbst bereits den guten Bericht geliefert hatte.

16. Herr von Rochow. (G. u. E. I, 79—80, V. I, 98—99.)

1851 September 6. Schreiben an Manteuffel. Bundestag IV, 31.

Ich habe die Lage dieser Angelegenheit (betr. das Ausscheiden der preußischen Ostprovinzen aus dem Bunde) . . . nicht übersehen können, da Herr von Rochow über die laufenden Geschäfte, obschon ich mich täglich zu diesem Behuf bei ihm meldete, nicht in dem Grade mitteilend war, wie ich es gewünscht und für meine Vorbereitung erforderlich gehalten hätte. Ich habe von dem Eingang wichtiger Reskripte nicht Kenntnis erhalten und bei Herrn von Rochows Abreise hat er mir keine Mitteilungen über die Lage der schwebenden Angelegenheiten gemacht, nicht einmal eine Übergabe fand statt. Er gab mir den Termin seiner Abreise noch am Abend vorher um 24 Stunden später an, als er sie beschlossen hatte, und schickte mir am andern Morgen ein Abschiedsschreiben, worin er erklärte, daß er sich wegen des schönen Wetters entschlossen habe, einen Tag früher zu fahren. Ich konnte ihn nur noch einige Minuten auf dem Bahnhofe sehen und übernahm dann ex officio die Geschäfte, ohne Mitteilung über deren Lage von seiten meines Vorgängers.

1851 September 6. Schreiben an Manteuffel. Aus großer Zeit 18.

. . . Ich verstehe nicht, was Herrn von Rochow zu diesem Verfahren bewogen hat, da er, wie ich jetzt bestimmt weiß, niemals beabsichtigt hat, 24 Stunden länger hier zu bleiben, worauf ich um so gewisser rechnen durfte, da er am Abend vor seiner Abreise in mehreren Stunden, die ich bei ihm zubrachte, das Eingehen auf geschäftliche Unterredungen vermied, wie sie mir notwendig erschienen, und ich sie bei seinem angegriffenen Zustande mit seiner Zustimmung auf morgen verschob, wo er dann abgereist war, mir, aber nicht ihm, unerwarteterweise.

Die beiden Beschwerden über Rochows Verhalten unterscheiden sich von dem Text der G. u. E. nur durch kleine äußerliche Einzelheiten; z. B. Rochows Abschiedsschreiben und die Begründung seines plötzlichen Aufbruches mit dem schönen Wetter erwähnen die G. u. E. nicht. Jedenfalls hat Bismarck Rochow auf dem Bahnhof noch gesehen, und, wie die G. u. E. ironisch bemerken, ihm seinen Dank für das erwiesene Wohlwollen ausgesprochen.

17. Rettungsmedaille. (G. u. E. I, 81, V. I, 100.)

1870 November 13. Busch I, 391.

Der Chef erzählte, daß seine erste Dekoration die Rettungsmedaille gewesen sei, die er dafür bekommen habe, daß er seinen Diener aus dem Wasser gezogen habe.

18. Monsieur le Marquis de Tallenay. (G. u. E. I, 82, V. I, 102.)

1851 Mai 26. Schreiben an Manteuffel. Bundestag IV, 5.

. . . Die hiesige Diplomatie ist eine springlustige, nicht nur Thun, sondern der mehr als 50jährige Tallenay und . . . tanzten und nahmen an einem zweistündigen Kotillon als ordentliche Mitglieder teil.

1870 Oktober 12. Gespräch mit M. Angelo de Valleyo, angeblichem Vizepräsidenten der spanischen Finanzkommission in Paris, Attaché der spanischen Botschaft. Interviews I, 55.

(Tallenay) Das ist ein Diplomat, welcher Talleyrand einmal in seinem Leben ausgestochen hat, indem er den Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Kaisers zwang, ihn zum Marquis zu machen, ohne dies zu wissen. Er ist der Sohn eines reichen Landwirts und hieß einfach „Lemarquis". Nachdem er erreicht hatte, daß er als Attaché der französischen Gesandtschaft nach Frankfurt geschickt worden war, fügte er seinem Namen den Namen eines seinem Vater gehörenden Landgutes bei; das machte Lemarquis de Tallenay. Dann gewöhnte er sich allmählich daran, daß man seinen Namen in zwei Worten schrieb; endlich schrieb er ihn selbst so.

Die Tanzlust der Frankfurter Diplomatie hat ihren Hauptvertreter in Tallenay, in Bismarcks Bericht über 50 Jahre alt, in den G. u. E. 65jährig. Die eingehende ironische Beleuchtung die seine auch in den G. u. E. erwähnte allmähliche eigenmächtige Rangerhöhung erfährt, hat ihren besonderen Sinn in der Person des Zuhörers Valleyo. Nach Busch (I, 289—290) war er ein aus Paris entwichenes verdächtiges Individuum, an dessen in seinem Paß verzeichneten Titel niemand glaubte. Bismarck hielt ihn bestenfalls für einen Journalisten und gab ihm das durch die Erzählung von Tallenays Rangerhöhung ironisch zu verstehen.

19. Manteuffels Verstimmung. (G. u. E. I, 87, V. I, 107.)

1853 Dezember 22. An die Schwester. Kohl, Briefe 170.

. . . Manteuffel ist überhaupt nicht mehr so liebenswürdig wie früher; er hört auf alle möglichen verlogenen Klatschereien, und läßt sich immer einreden, ich strebe nach seiner Erbschaft, während ich froh bin, wenn man mich da läßt, wo ich bin.

20. Bismarck Ministerkandidat in Hannover. (G. u. E. I, 88 f., V. I, 108/109.)

1891 Januar 6. Tischgespräch mit einer Abordnung aus Bernburg. Interviews I, 185.

Der Fürst erklärte, es seien ihm in jener Zeit (1851 f.) mehrfach Ministerposten in nichtpreußischen Staaten angeboten worden; ... auch Hannover habe ihm den Ministerpräsidentenposten angeboten gehabt; dieses Amt habe er aber noch weniger annehmen können, weil seine Ansichten ganz andere gewesen seien, als die des Königs Georg.

V. Wochenblattspartei. Krimkrieg.

21. Graf Robert von der Goltz. (G. u. E. I, 93, V. I, 113.)

1851 Mai 26. Schreiben an Manteuffel. Bundestag IV, 3.

Goltz hat sich hier gesellschaftlich eine sehr gute Stellung geschaffen, namentlich ist er persönlich in dem österreichischen Zirkel gern gesehen. Ich habe mich von neuem überzeugt, daß er ein sehr fähiger Geschäftsmann ist, und es tut mir leid, daß er seine Stellung zu Ew. Exzellenz durch seine persönliche Reizbarkeit verdorben hat. Ich glaube, daß er, wenn er auf bestimmte Bedingungen sein Wort gäbe, es halten würde, und daß hierin die Möglichkeit liegt, seine bedeutenden Fähigkeiten nutzbar zu verwenden. Seine jähe Leidenschaftlichkeit wird er insoweit zähmen, daß er es über sich vermöchte, seine Bitterkeit in sich zu verschließen; aber soweit sein Verhalten amtlich ist, nehme ich von ihm an, daß er halten würde, was er verspricht.

1853 Juli 9. Gerlach 82.

... Goltz würde ich im Ministerium für völlig deplaziert halten. So fähig ich ihn für eine selbständige Stellung in der auswärtigen Vertretung halte, so wenig ist er für die eines vortragenden Rates geeignet. Er würde sich nicht vier Wochen mit Herrn von Manteuffel vertragen. ... Goltz hegt innerlich Haß und Verachtung gegen Manteuffel und würde auf die Dauer nicht imstande sein, diese Gefühle zu verbergen.

1866 April 27. Bernhardi VI, 293. (Also I, 177).

(Goltz ist zum Minister nicht geeignet.) Der ist zänkisch und schwankend. Er weiß sich mit niemand zu vertragen und sieht die Dinge von einem Tag zum andern in sehr verschiedenem Licht; bald überschwenglich zuversichtlich und hoffnungsvoll, bald wieder ganz entmutigt; himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt ...

1870 August 31. Busch I, 137.

(Ob Goltz wirklich so gescheit und bedeutend gewesen sei, wie behauptet werde:) Gescheit, ja, in gewissem Sinne — ein rascher Arbeiter, unterrichtet, aber unbeständig in seiner Auffassung von Personen und Verhältnissen, heute für diesen Mann, diesen Plan eingenommen, morgen für einen anderen, mitunter fürs Gegenteil. Und dann war er immer in die Fürstinnen verliebt, an deren Hofe er beglaubigt war, erst in Amalien von Griechenland, dann in Eugenie. Er war der Ansicht, was ich das Glück gehabt hätte, durchzusetzen, das könnte er mit seinem größeren Verstande auch und noch besser.

Robert von der Goltz wird in den G. u. E. eine ungewöhnliche Begabung nachgerühmt, von der seine große persönliche Empfindlichkeit in Abzug gebracht wird. Manteuffel hat seine Bedeutung verkannt und es mit ihm verdorben. — Die erste Parallele, ein an Manteuffel gerichtetes Schreiben, spricht sich anerkennend aus. Bismarck bemüht sich, von der Brauchbarkeit von Goltz überzeugt, ihn Manteuffel zu empfehlen. Die Mitteilung an Gerlach über Goltz, zwei Jahre später, ist schon nicht mehr so günstig. Während Bismarck noch an Manteuffel 1851 schreibt, Goltz werde imstande sein, seine „Leidenschaftlichkeit zu zähmen", bezweifelt er 1853 namentlich, daß er sich mit Manteuffel vertragen werde. 1866 zu Bernhardi und 1870 Busch gegenüber hat sich sein Urteil verschärft, und Goltz hat jetzt eine ganze Reihe von Eigenschaften, die seine Brauchbarkeit beeinträchtigen. Zwischen Bismarcks ersten Urteilen und den späteren Äußerungen liegen alle seine persönlichen Erfahrungen mit Goltz, vielfache Differenzen, in die er im Anfang von Kapitel 19 einen Einblick tun läßt.[1] Die kleineren Nadelstiche der Parallelen übergeht Bismarck in den G. u. E.; er versagt sich aber nicht, nachdem er Goltz' Befähigung gerecht geworden ist, sein Verhalten gegen ihn — Bismarck —, dem er Dank schuldig gewesen wäre, mit Anselmos vergeßlicher Undankbarkeit zu vergleichen. Die früheren Parallelen sind also weniger persönlich beeinflußt, die beiden späteren und übereinstimmend mit ihnen die G. u. E. ziemlich stark. Nur vermeiden die G. u. E. Kleinigkeiten, wie sie die Parallelen bringen; sie halten sich nur in großen Zügen.

---

[1] S. auch Schlözer, Römische Briefe 1913, S. 352.

22. Österreich und Preußen; Leporello und Don Juan. (G. u. E. I, 96, V. I, 116—117.)

1853 Juli 9. Gerlach 85.

Gegen Österreich kann ich mich des Mißtrauens nicht erwehren; ich bin überzeugt, daß es unaufrichtig gegen uns verfährt; es wird uns nach Bedürfnis und ohne Gegenleistung benutzen und bei Seite werfen und uns die Rolle zuweisen, wie Don Juan dem Leporello bei der Bauernprügelei, ohne auch nur Schön Dank dafür zu sagen. Ich will meinen Kopf zum Pfande setzen, daß das heutige Österreich nie unser ehrlicher Bundesgenosse sein wird, das der Vergangenheit war es auch nicht, wenn es schon einmal aus der Not eine Tugend machte, und ob es in Zukunft einmal anders wird, kann nur Gott wissen.

1866 Juni Anfang. Vilbort 23.

Il y a seize ans, je vivais en gentilhomme campagnard, lorsque la volonté souveraine me désigna comme envoyé de la diète de Frankfourt. J'avais été élevé dans l'admiration, je pourrais dire dans le culte de la politique autrichienne. Il ne me fallut beaucoup de temps pour perdre mes illusions de jeunesse à l'endroit de l'Autriche et je devins son adversaire déclaré. L'abaissement de mon pays, l'Allemagne sacrifiée à des intérêts étrangers, une politique cauteleuse et perfide, tout cela n'était pas fait pour me plaire. J'ignorais que l'avenir dût m'appeler à jouer une rôle; mais dès cette époque, je concus l'idée dont je poursuis la réalisation aujourd'hui, celle de soustraire l'Allemagne à la pression autrichienne, du moins cette partie de l'Allemagne, unie par son esprit, sa religion, ses mœurs et ses intérêts aux destinées de la Prusse, l'Allemagne du Nord.

Das Verhältnis Preußens zu Österreich vor dem Krimkrieg schildert die Parallele bei Vilbort und erklärt den Wechsel in Bismarcks Anschauung von Österreich. Die G. u. E. sind hier viel schärfer, sie sparen nicht mit den Ausdrücken großer Erbitterung. Der Schlußsatz des fünften Kapitels (S. 120 V, 141) der im Anschluß an ein an Gerlach gerichtetes Schreiben den hier ausgesprochenen Gedanken zu Ende bringt, soll zeigen, daß diese Auffassung Bismarcks über die unwürdige Lage Preußens ihn seitdem nicht wieder verlassen hat. Dasselbe steht in Vilborts Mitteilung: Mais dès cette époque je conçus l'idée dont je poursuis la réalisation aujourd'hui. In der zitierten Stelle aus den Briefen an Gerlach ist der Vergleich zwischen Preußen und Leporello schon vorhanden. Da der Briefwechsel mit Gerlach in diesem Teil der G. u. E. überhaupt eine große Rolle als Unterlage und Lückenbüßer spielt, so ist es naheliegend, daß dieser Vergleich von da seinen Weg in die G. u. E. gefunden haben wird.

23. Preußen mit 200000 Mann Herr der europäischen Situation.

(G. u. E. I, 97—98, V. I, 117—118.)

1867 August 11. Gespräch mit F. Meyer, Redakteur der St. Petersburger Zeitung. Interviews I, 247—248.

Rußland und Preußen sind auf das freundschaftliche Verhältnis zu einander angewiesen. Beide Reiche sind rein defensiver Natur und müssen sich gegenseitig unterstützen. Zur Zeit des Krimkriegs hatte Österreich mit Preußen die Abmachung getroffen, letzteres solle beim Eintritt bestimmter Eventualitäten eine Armee an der russischen Grenze aufstellen. Österreich glaubte eines schönen Tages, der vorgesehene Moment sei gekommen und verlangte von Preußen die stipulierte Aufstellung eines Heeres an Rußlands Grenze. Friedrich Wilhelm IV., unser damaliger Herr, berief mich aus Frankfurt a. M., wo ich zur Zeit Bundestagsgesandter war, und wollte meine Ansicht in der Sache hören. „Stellen Sie eine Armee auf", sagte ich, „aber nicht an der polnischen Grenze, sondern in Oppeln, so können Sie Europa den Frieden diktieren". Aber Friedrich Wilhelm IV. hatte für dergleichen Schritte ein zu zart besaitetes Nervensystem und meinte, wir hätten zum Demonstrieren nicht Geld genug. Man kannte eben damals noch nicht die Kraft unserer Armee.

1888 Februar 6. Reichstag. Reden XII, 458.

Wir haben —, solange der Kaiser Nikolaus lebte, unsererseits doch die Tradition Rußland gegenüber nicht gebrochen, wir haben im Krimkriege, wie ich vorher schon erzählte, unter erheblichen Gefahren und Drohungen festgehalten an der russischen Aufgabe. Seine Majestät der hochselige König hatte keine Neigung — was damals, wie ich glaube, möglich gewesen wäre — mit einer starken Truppenaufstellung eine entscheidende Rolle in dem Kriege zu spielen. Wir hatten Verträge geschlossen, nach denen wir verpflichtet waren, in einer gewissen Zeit 100000 Mann aufzustellen. Ich schlug Seiner Majestät damals vor: Stellen wir nicht 100000 sondern 200000 Mann auf und stellen wir sie à cheval auf, sodaß wir sie nach rechts und links gebrauchen können, so sind Ew. Majestät heute der entscheidende Richter des Krimkrieges Ihrerseits. Indessen der hochselige König war für kriegerische Unternehmungen nicht geneigt, und das Volk kann ihm dafür nur dankbar sein. Ich war damals jünger und unerfahrener, als ich heutigen Tages bin.

Die beiden Parallelen zu dieser Stelle bestätigen sie in allen wesentlichen Zügen. Der Plan, den Bismarck dem König im Mai 1854 vorgelegt hat, ist beide Male anschaulich wiedergegeben. In dem Interview des Petersburger Redakteurs steht ein irrtümlicher Satz: Österreich glaubte — der Moment sei gekommen und verlangte von Preußen die stipulierte Aufstellung eines Heeres. Daraufhin habe der König ihn erst berufen. Aus den andern beiden Stellen geht hervor, daß Friedrich Wilhelm mit Bismarck nur über die Möglichkeit einer Mobilmachung

beraten hat, nachdem der Vertrag mit Österreich bereits vorlag. Von österreichischer Seite wurde erst im Juli des Jahres, nachdem Rußland bereits seine Bereitwilligkeit ausgesprochen hatte, die Donaufürstentümer zu räumen, von Buol das Ansinnen auf Mobilisation gestellt. (Sybel II, Buch VI, 3.) Dieser Satz ist also von seinem Hörer wohl mißverstanden. Bemerkenswert ist, daß im Februar 1888 Bismarck für seine damals entschieden geäußerte Idee, wohl aus politischen Gründen, nicht mehr eintritt, indem er sie als eine Art Jugendtorheit hinstellt, auf die der König glücklicherweise nicht eingegangen sei. Die G. u. E. dagegen wissen von einer solchen Zurücknahme nichts, sondern bringen den ganzen Plan sehr ausführlich und ernsthaft, ohne Einschränkungen. Der Zusammenhang, in dem er in den G. u. E. steht, mit dem vorher geschilderten kläglichen Eindruck der Abhängigkeit Preußens und seiner Prügeljungenrolle, soll doch hier eher dartun, daß Bismarck in der Ablehnung des Königs eine der vielen verpaßten Gelegenheiten in der Geschichte Preußens sieht. In der Situation, in die Österreich durch sein Bündnis mit den Westmächten Preußen gebracht hatte, war die Stimmung der führenden Berliner Kreise geteilt. Der König konnte, wie zumeist, keinen Entschluß fassen. Die Partei Gerlach und Genossen waren für Rußland eingenommen, gegen den Bruch mit Österreich war vor allem Manteuffel, entschiedene Gegner des „absolutistischen“ Rußland waren der Prinz von Preußen und seine Kreise, Bonin, Bunsen und „die Fraktion Bethmann-Hollweg“. Bismarck nahm eine Mittelstellung ein; er warnte vor einem Bruch mit Rußland und vor Liebedienerei gegen Österreich, empfahl also völlige Zurückhaltung. Nun ließ aber doch der König das Bündnis mit Österreich zu, ließ sich aber in keiner Weise zu einer aktiven Teilnahme an den militärischen Handlungen drängen. Diese Halbheit wird wohl Bismarck zu dem Vorschlag veranlaßt haben, mit einem Schlag einer zweideutigen Situation ein Ende zu machen, auch auf die Gefahr hin, daß man Rußland bedrohen müsse. Diese Eventualität schwächt Bismarck in der Septenatsrede vom 6. Februar ab, indem er einflicht, glücklicherweise sei der König nicht darauf eingegangen. Wir verstehen das aus dem Zusammenhang. Es ist Bismarck darum zu tun, zu erweisen, daß Preußen an dem Nachlassen der russischen Freundschaft keine Schuld trägt, sondern lediglich Gortschakow, seine Intrigen u. a. m. Niemand anders als Ruß-

land hat das geplante Dreikaiserbündnis vereitelt und Deutschland auf Österreich hingewiesen. Deshalb wird an dieser Stelle der Rede, an der er selbst Preußen eine andere Rolle als die zurückhaltender Freundschaft einzunehmen rät, durch diesen Zusatz eine geschickte Abschwächung eingeschoben, weil die Rede natürlich auf augenblickliche Wirkung gemünzt ist. Daß Bismarck seinen Plan in Wahrheit nicht für eine Jugendtorheit hielt, darüber lassen die G. u. E. keinen Zweifel zu.

Max Lenz hat in seiner Kritik diese Stelle der G. u. E. als unhaltbar abgelehnt.[1] Bismarcks Ausführung zerfällt in zwei verschiedene Teile, die die G. u. E. schon sprachlich unterscheiden. „Ich hielte dies für erreichbar" — (Lenz schreibt fälschlich „ich hielt") leitet die Argumentation ein, die dem König gegenüber angewendet wurde. Mit dem Satze: „Frankreich war nicht im Stande" beginnt dagegen Bismarck im Jahre 1891 für seine damaligen Absichten den Nachweis, daß ein solches Verhalten Preußens bei der Entwicklung, die die Dinge dann nahmen, kein Gewaltstreich, sondern vielmehr nach außen und innen sehr aussichtsreich gewesen wäre. Ebenso bestimmt wie Bismarck den ersten Teil der Argumentation in das Gespräch mit dem König verlegt, ebenso bestimmt scheidet er diesen zweiten Teil aus dem Gespräch aus. Der Satz: „Ich hielte dies für erreichbar, wenn wir, sobald Österreich die Truppenaufstellung verlangte, bereitwilligst darauf eingingen" ist so gut wie eine chronologische Angabe und kann nur in das Frühjahr verlegt werden, in die Zeit zwischen dem Abkommen vom 20. April und der österreichischen Aufforderung, die, wie wir sahen, erst im Sommer erfolgte. Die Darstellung der G. u. E. ist hier also vollständig klar und einwandfrei. Erst dadurch, daß Lenz die spätere Betrachtung in den Bereich des Gesprächs mit dem König zieht, wird eine Unklarheit geschaffen. Zudem hätte Lenz dann folgerichtig die ganze Ausführung, die die G. u. E. zwischen Bismarcks Rat und des Königs Antwort legen, mit hineinziehen müssen, zum Mindesten die Sätze über die Herstellung Polens, die englische Blokade, die Stimmungen der Bundesstaaten. Sie sind genau so gleichwertig, wie die vorhergehenden Sätze über Frankreich, Österreich und die russische Armee, und die G. u. E. lassen hier keine Zäsur zu, nach der die

[1] Zur Kritik der G. u. E. des Fürsten Bismarck. (1899.) S. 37.

eine Hälfte der Argumentation von Bismarck in das Gespräch mit Friedrich Wilhelm zu verlegen wäre, die andere aber nicht Auch die kleine eingeschobene Episode, das Gespräch mit dem König von Württemberg, zeigt uns, daß der ganze Abschnitt vom Standpunkt rückschauender Betrachtung aus diktiert ist.

24. „Das Hemd ist mir näher als der Rock." König Wilhelm I. von Württemberg. (G. u. E. I, 99, V. I, 119.)

1864 Januar 22. Abgeordnetenhaus. Reden II, 294.

Jeder Staat folgt schließlich seinen Interessen. Gehen Sie auf die Geschichte zurück, so werden Sie finden, daß mein Wort vollkommen richtig ist, so unwillkommen es ihrem Ohre auch klingen mag; es gilt von allen Regierungen, was einer ihrer Souveräne mir einst selbst sagte: Kommt es zum Äußersten, so ist mir das Hemd näher als der Rock.

1870 September 13. Gespräch mit einem Korrespondenten des „Standard". Interviews I, 261.

Der verstorbene König von Württemberg sagte mir eines Tages: „Sie sind stets offen gegen mich; ich will offen gegen Sie sein. Wenn die Franzosen über mein Volk herfielen, während ich in ihrem Lager Soldatenbrot äße — wie sollte da meine Gesinnung sein? Mein Volk, unter den Erpressungen erliegend, würde mich bitten, heimzukehren und Frieden mit dem Eroberer zu machen. Das Hemd ist mir näher bei der Haut als der Rock und ich würde mich fügen müssen.

1871 Mai 2. Reichstag. Reden V, 51—52.

.... ich kann die Lage, in der wir uns befanden, in der namentlich Süddeutschland sich befand, nicht schlagender charakterisieren, als es mir gegenüber von einem geistreichen süddeutschen Souverän einst geschah, als Deutschland gedrängt wurde, im orientalischen Kriege für die Westmächte Partei zu nehmen, ohne daß es der Überzeugung seiner Regierungen nach ein selbständiges Interesse hatte, den Krieg zu führen. Ich kann ihn auch nennen — es war der hochselige König Wilhelm von Württemberg. Der sagte mir: „Ich teile Ihre Ansicht, daß wir kein Interesse haben, uns in diesen Krieg zu mischen, daß kein deutsches Interesse dabei auf dem Spiele steht, welches der Mühe wert wäre, deutsches Blut dafür zu vergießen. Aber wenn wir uns darum mit den Westmächten überwerfen sollten, wenn es so weit kommen sollte, zählen Sie auf meine Stimme im Bundestage bis zu der Zeit, wo der Krieg zum Ausbruch kommt. Dann aber nimmt die Sache eine andere Gestalt an. Ich bin entschlossen, so gut wie jeder Andere die Verbindlichkeiten einzuhalten, die ich eingegangen bin. Aber hüten Sie sich, die Menschen anders zu beurteilen, wie sie sind. Geben Sie uns Straßburg, und wir werden einig sein für alle Eventualitäten; so lange aber Straßburg ein Ausfallstor ist für eine stets bewaffnete Macht, muß ich befürchten, daß mein Land über-

schwemmt wird von fremden Truppen, bevor mir der deutsche Bund zu Hülfe kommen kann. Ich werde mich keinen Augenblick bedenken, das harte Brot der Verbannung in Ihrem Lager zu essen, aber meine Untertanen werden an mich schreiben. Sie werden von Kontributionen erdrückt werden, um auf Änderung meines Entschlusses einzuwirken. Ich weiß nicht, was ich tun werde, ich weiß nicht, ob alle Leute fest genug bleiben werden. Aber der Knotenpunkt liegt in Straßburg, denn so lange das nicht Deutsch ist, wird es immer ein Hindernis für Süddeutschland bilden, sich der deutschen Einheit, einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben. So lange Straßburg ein Ausfallsort für eine stets waffenbereite Armee von 100 bis 150.000 Mann ist, bleibt Deutschland in der Lage, nicht rechtzeitig mit ebenso starken Streitkräften am Oberrhein eintreten zu können; — die Franzosen werden stets früher da sein.

1882. Schäffle I, 127.

Als ich Bundestagsgesandter war, hatte ich von Zeit zu Zeit die süddeutschen Höfe zu bereisen. Da war mir zwischen der Langeweile in Karlsruhe und den Cerkles in München eine Stunde Unterhaltung mit dem vornehmen, gescheiten alten Herrn (König Wilhelm I. von Württemberg) eine Erquickung.

Die drastische Äußerung des Königs von Württemberg und das Lob seines persönlichen Wertes belegen die Parallelen mehrfach. Wir können die Unterredung Bismarcks mit dem König ziemlich gut datieren. Bismarck schreibt am 9. Februar 1860 an Schleinitz über einen möglichen Rheinbund der Würzburger (Schleinitz S. 60): „Woher würden diese Regierungen sonst den Mut nehmen, uns in der jetzigen kriegsdrohenden Zeit, bei der offenkundigen Schwäche Österreichs, so dreist und herausfordernd gegenüber zu treten, wenn sie nicht die Rückzugslinie auf den Rheinbund schon ins Auge gefaßt hätten? Auch wenn wir uns gefügig gegen ihre Majoritäten erwiesen, würden wir ihre hingebende Liebe für den Kriegsfall nicht erwerben, das Hemd bleibt ihnen näher als der Rock, Württemberg näher als der Bund, wie mir der kluge alte Herr in Stuttgart vor 5 Jahren selbst sagte.“ Demnach fiele die Unterredung in das Jahr 1855, wo wir am 17. und 18. Dezember von mehreren Audienzen Bismarcks in Stuttgart wissen (Reg. I, 116). Über diese Audienz berichtet Bismarck am 21. Dezember von Frankfurt aus an seinen Chef (Bundestag II, 278—279). Zwar finden wir hier diese Äußerung des Königs nicht, wohl aber einen inhaltsgleichen Satz. Um Österreich vom Kriege abzuhalten, dürfe man in Wien keinen Zweifel lassen, daß es allein stehen werde. „Ließe sich Österreich dann dem ungeachtet nicht abhalten, so sei es für diejenigen, welche es notwendig hielten, ihm beizustehen,

immer noch Zeit dazu. Für Württemberg in solchem Falle eine entgegengesetzte Politik wie Bayern und Baden einzuschlagen, sei allerdings unmöglich ...“ Eine Abweichung enthält noch die Parallele, die aus der Reichsrede vom 2. Mai 1871 entnommen ist. Es handelt sich um die Sitzung, in der die Einverleibung Elsaß-Lothringens auf der Tagesordnung stand. Wenn auch die G. u. E. „die Ausfallspforte Straßburg“ als eine Gefahr erwähnen, durch die der König von Württemberg sich gebunden fühlte, so bringen sie doch zum Ausdruck, daß trotz Straßburg die Situation für Österreich und Frankreich, wenn Preußen sie auszunutzen verstand, unangenehmer werden konnte, als für die süddeutschen Staaten. 1871 macht Bismarck dagegen vor dem Reichstag Straßburg geradezu zum Hauptfaktor des Verhaltens des Königs, läßt ihn sogar sagen: „Solange Straßburg nicht deutsch ist ...; Geben Sie uns Straßburg ...“ Es läßt sich füglich bezweifeln, daß im Jahre 1855 ein süddeutscher Souverän solche Wünsche ausgesprochen habe. Die Stelle in der Reichstagsrede ist also nach dem Bedürfnis des Augenblicks zurechtgelegt.

25. Bunsens Denkschrift. (G. u. E. I, 112, V. I, 133.)

1883 November 16. Busch III, 164.

Während des Krimkrieges berichtete er als Gesandter in London nach Berlin, daß England uns gegen Beteiligung am Kampfe gegen Rußland Schleswig-Holstein anböte, und zu gleicher Zeit erzählte er in London, daß Preußen sich beteiligen wolle, falls es die Herzogtümer bekäme. Beides war erlogen, und als die Sache herauskam, kriegte er seine Entlassung.

26. Bismarck widerrät den Anschluß an die Westmächte. (G. u. E. I, 113—114, V. I, 134—135.)

1888 April 7. Busch III, 231.

In der letzten Zeit versuchten sie (die Engländer), uns gegen die Russen auszuspielen, die ihnen am Bosporus und mehr noch an der Grenze Indiens gefährlich geworden sind. Wir sollen ihre schwachen militärischen Kräfte ergänzen, die russischen in der Flanke bedrohen und festhalten, wenn sie marschieren wollen. Zuerst sollten wir während des Krimkrieges, wo beiläufig die Franzosen wenig Grund hatten, sich mit an den Wagen zu spannen, da sollten wir uns ganz gegen unser Interesse mit den Westmächten dem Kaiser Nikolaus entgegenstellen. Ich habe es damals verhindern helfen.

Die zitierte Stelle ist enthalten in einer ausführlichen Instruktion an Busch, die dieser in einem Grenzbotenaufsatz unter dem Titel: „Fremde Einflüsse im Reich“ verarbeitete (Grenzboten 1888 Nr. 17). Bismarck stand damals im Kampf gegen das Battenberger Heiratsprojekt, hinter dem er einen Versuch der Königin von England sah, Deutschland und Rußland zu entzweien. Durch ihre Tochter hatte die Königin es leicht, ihren Einfluß in Berlin geltend zu machen. Bismarck wünscht durch den Grenzbotenartikel eine eingehende Beleuchtung zu geben, wie weit solche englische Einflüsse reichen, wie schädlich sie für das Reich sind, da die englische Politik im Laufe des Jahrhunderts immer nur nach dem Grundsatz: duobus litigantibus tertius gaudet verfahren sei. Als ein Glied in der Kette englischer Bemühungen soll nun Busch auch entwickeln, daß England im Krimkrieg Preußen auf Rußland habe hetzen wollen. Die G. u. E. erwähnen wohl, daß ein preußisches Vorgehen gegen Rußland wie ein Liebesdienst für England aussehen werde, aber nicht, daß England sich sehr um Preußen bemüht habe; diese Rolle spielt Österreich. Die G. u. E. wissen nur von den Beziehungen und Plänen der Wochenblattspartei in englischer Richtung. Englands Aktivität wird wohl kaum so groß gewesen sein wie die österreichische und die hauptsächliche Betonung Englands ist hier Mittel zum Zweck.

VI. Sanssouci und Koblenz.

27. Schleinitz. (G. u. E. I, 123, V. I, 144.)

1877 April 11. Busch II, 420.

Der Hausminister von Schleinitz ist, nachdem er in den auswärtigen Angelegenheiten seine vollständige Unfähigkeit dokumentiert hatte, durch die Gnade Ihrer Majestät auf seinen jetzigen Posten gelangt. Aber seine Erfolge lassen auch hier zu wünschen übrig. Weil er von Vermögensverwaltung nichts versteht, weiß er aus dem Hausvermögen nur sehr unbedeutende Revenüen zu ziehen. Da er aber stets zur Hausopposition, zur Bonbonniere gehört, ist er bei Augusta sehr wohl gelitten.

1889 Februar 10. Busch III, 271.

Schleinitz sei in Versailles bei der Verhandlung der Kaiserfrage zugegen gewesen: Als Vertreter der Königin, die ihn hergeschickt hatte, um gegen

das Bombardement zu wirken, es dem König auszureden. Mit der Kaiserfrage hatte er nichts zu tun. Er war immer der Courmacher Augustas gewesen ... Er war überhaupt nur durch ihre Gunst Minister geworden.

28. Prinzessin Augusta. (G. u. E. I, 123, V. I, 144.)

1877 April 11. Busch II, 419.

(Über die Kaiserin Augusta): Sie hat immer eine Rolle spielen wollen. Zuerst mit den Liberalen und Lichtfreunden, jetzt mit den Ultramontanen und orthodoxen Hofpredigern. Sie ist fromm geworden — in deren Sinne, sie hat sich am Rhein mit den klerikalen Kreisen eingelassen, als sie älter wurde, und wenn sie nicht schon katholisch ist, so wird sies nächstens. Wir wissen, daß sie mit Mermillod persönlich verhandelt hat und früher während des Krieges mit Dupanloup brieflich. Sie hat an katholische Vereine geschrieben, daß sie die Kirchengesetze mißbillige und diese Briefe sind veröffentlicht worden. Ferner die Verteidigung der Ursulinerinnen. —

1877 September 6. Hohenlohe II, 220.

Es ist eine starke Zumutung, mir glauben machen zu wollen, daß die Kaiserin nicht Politik treibt und nicht gegen mich agitiert. Ich finde sie seit 15 Jahren überall als Gegnerin. Sie läßt sich Korrespondenzen schreiben, die sie dann dem Kaiser vorliest und zwar beim Frühstück und immer erhalte ich nach dem Frühstück unangenehme Handbillete des Kaisers. (Vgl. dazu: G. u. E. II, 283 ff., V. II, 311 ff.)

VII. Unterwegs zwischen Frankfurt und Berlin.

29. Bismarcks Reisen zum König. (G. u. E. I, 128, V. I, 149.)

1878 Februar 19. Reichstag. Reden VII, 102—103.

Die Lage, in der wir uns augenblicklich befinden ist ja vor etwas mehr als 20 Jahren ziemlich genau schon einmal dagewesen. Ich war damals nicht Minister, aber durch das Vertrauen, mit dem der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. mich beehrte, war ich in der Lage, bei den wichtigeren und entscheidenderen Fragen teilzunehmen ... Ich weiß, welche Künste der Überredung, der Drohung bei Preußen angewendet wurden, um uns hineinzutreiben wie einen Hetzhund in einen fremden Krieg, und es war nur ... der persönliche Widerstand, den der König dagegen geleistet hat, der verhindert hat, daß dieser Mißgriff damals begangen wurde. ... Der hochselige König hat mich damals in schwierigen Momenten von Frankfurt rufen lassen, um die Depeschen in seinem Sinn hier zu bearbeiten ...

1883 Januar 28. Busch III, 141.

(Über Poschingers „Bundestag"): Ja, aber das sagt er nicht, daß ich noch viele Briefe an den König geschrieben habe, von dort, und daß ich in einem Jahre nicht weniger als dreizehnmal bei ihm in Berlin gewesen bin, was damals, wo man dritthalb Tage reiste, was bedeuten wollte. — Der hochselige Herr besprach alle großen Fragen mit mir, und Manteuffel ließ sich das gefallen.

Busch teilt die Äußerung mit, Bismarck sei in einem Jahre 13 mal in Berlin gewesen. Die G. u. E. sprechen von 2000 Meilen zurückgelegten Weges zwischen Frankfurt und Berlin in einem Jahre. Die Parallelstelle Nr. 31 (Reden XII, 448) gibt der Reiseperiode Bismarcks die Ausdehnung von 1853—1855. Lenz kritisiert die Zahl 2000, und rechnet aus, daß sie sehr übertrieben sei. Kohl sucht Bismarcks Ausdrucksweise zu rechtfertigen, indem er die Zahl 2000 nicht in rechnerischem Sinn, sondern übertreibend verstanden wissen will, analog dem Ausdruck: 'Ich habe es schon 1000 mal gesagt', als Ausdruck der Häufigkeit. Das ist allerdings eine Verlegenheitshülfe und entspricht absolut nicht dem Sprachgebrauch. Wir sagen ganz allgemein 100 mal oder 1000 mal aber niemals 200 mal und 2000 mal. Der Ausdruck: 2000 Meilen kann also in den G. u. E. nur wörtlich genommen werden. Die 2000 Meilen werden nicht mehr als eine so große Übertreibung erscheinen, wenn wir an einem anderen Worte Kritik üben, d. h. an dem Zeitraum: in einem Jahre. Dazu berechtigt uns der Anfang der bereits herangezogenen Parallelstelle; „Ich erinnere mich, daß ich damals von 1853—1855 genötigt worden bin, ich möchte sagen, wie ein Perpendikel zwischen Frankfurt und Berlin hin und her zu gehen." Wir müssen uns also bei der Zusammenrechnung von Bismarcks Reisen nicht starr an das Kalenderjahr 1854 binden, sondern auch die Reisen vorher und nachher mit in Betracht ziehen, die Bismarck in diesem Zusammenhang zu unternehmen genötigt war. Bismarcks Reiseperiode beginnt danach im Juni 1853. Er ist in Berlin 2.–9. Juni; in Kassel und Berlin 19. Juli—2. August; in Letzlingen und Berlin 29. Oktober—2. November. Es folgen im Jahre 1854 die bereits von Lenz aufgezählten Reisen: In Berlin 3.—21. März, 7.—16. Mai. Dann folgt ein Zusammentreffen mit dem König, das Lenz nicht mitzählt, das am 30. Mai in Eisenach stattfindet; Bismarck begleitet den König noch bis Genthin, fährt dann nach Schönhausen und von da nach Frank-

furt zurück. Lenz zählt weiter: Vom 27. Juli bis zum 6. August in München — Berlin, 26. August bis 20. September Berlin — Putbus — Reinfeld — Berlin — Frankfurt; am 27. Oktober fährt er noch einmal zum König nach Letzlingen, aber nicht bis nach Berlin und trifft am 1. November wieder in Frankfurt ein. 1855 ist er dann wieder in Berlin vom 9.—20. Januar und vom 10—15. Mai. Damit ist diese Periode abgeschlossen; es folgt im August die Pariser Reise und das nächste Zusammentreffen mit dem König, die offizielle Meldung im Koblenzer Hoflager (28. September—5. Oktober) steht auf einem ganz anderen Blatt. Es kommen also für das: „Unterwegs zwischen Frankfurt und Berlin" elf Reisen in Frage, eingerechnet auch diejenigen, deren Endpunkt nicht Berlin, sondern wie Eisenach — Genthin und Letzlingen die Begegnung mit dem König war, wie man das Reiseziel wohl am richtigsten ausdrücken wird. Rechnerisch läßt sich die Streckenangabe der 2000 Meilen, bei natürlicher Abrundung ganz gut erweisen, nicht herausrechnen läßt sich dagegen die Angabe Buschs, 13 Reisen, da in den Zeitangaben der ganzen Periode sich keine Lücke finden läßt, in der eine etwa unbekannt gebliebene Reise sich unterbringen ließe. Wert brauchen wir darauf nicht weiter zu legen. Es wird also wohl richtiger sein, in den G. u. E. die Zeitbestimmung „ein Jahr" zu kritisieren, da Bismarck sie selbst wie wir sahen, in seiner Rede durch eine allgemeinere Angabe ersetzt hat und es auch nicht einzusehen ist, warum Bismarck in den G. u. E., wo er doch ganz allgemein über seine Nebenrolle in Berlin berichtet, gerade das Jahr 1854 genau zeitlich aus dem Zusammenhang herausschneiden sollte.

30. Moustier. (G. u. E. I, 129, V. I, 150.)

1893 Mai 4. Busch III, 337.

Der erinnerte mich früher einmal im Gespräch an Jena, drohend, da sagte ich zu ihm: Reden Sie mir von Jena, so rede ich Ihnen von Leipzig. Ich hätte auch Waterloo nennen können. Darüber hat er sich dann bei Manteuffel beklagt, und der hat es dem Könige gemeldet; der aber gab mir recht.

Wie unter Nr. 14 wechseln auch hier die Namen. Jena wird in den G. u. E. mit Leipzig und Roßbach pariert; in der Parallele heißt es Leipzig oder Waterloo. Während es nach der

Parallele Bismarck gleichgültig gewesen zu sein scheint, welche französische Niederlage er Moustier entgegenhielt, so scheint doch in den G. u. E. Roßbach als preußischer Sieg mit Bedacht gewählt zu sein.

31. Bismarck vermittelt zwischen Manteuffel und dem König. (G. u. E. I, 137, V. I, 158.)

1888 Februar 6. Reichstag. Reden XII, 448.

Ich erinnere mich, daß ich damals, von 1853—1855, genötigt worden bin, ich möchte sagen wie ein Perpendikel zwischen Frankfurt und Berlin hin- und herzugehen, weil der hochselige König bei dem Vertrauen, das er mir schenkte, mich im Grunde als den Anwalt für seine unabhängige Politik benutzte, wenn der Andrang der Westmächte ihm gegenüber, daß wir auch unsererseits Rußland den Krieg erklären sollten, zu stark und der Widerstand des Ministeriums ihm zu weich wurde. Dann hat — ich weiß nicht wie oft — das Stück sich abgespielt, daß ich herzitiert wurde, daß ich eine mehr russenfreundliche Depesche für Seine Majestät abzufassen hatte, daß diese Depesche abging, daß Herr von Manteuffel seinen Abschied verlangte und daß, nachdem die Depesche abgegangen war, ich mir von Sr. Majestät den Auftrag ausbat, zu Herrn von Manteuffel aufs Land oder sonst wohin zu fahren und ihn zu bewegen, daß er sein Portefeuille wieder übernahm.

Die G. u. E. wiederholen sich hier (vgl. S. 109. V, 130). Des Königs Wunsch nach einem Präsidium Alvensleben-Erxleben und Bismarcks Abraten mit Angabe der Begründung sind übereinstimmend erzählt. Dann aber weichen die Berichte etwas voneinander ab. In der ersten Erzählung kommt der König, obwohl Alvensleben jetzt annehmen wollte, nicht mehr auf seine Kandidatur zurück. Als Grund gibt uns Bismarck an, Alvensleben habe ihn gleichzeitig mit in das Ministerium übernehmen wollen, aber der König, durch Bismarcks Pariser Reise verstimmt, deshalb nichts wieder darüber geäußert. In dem zweiten Bericht wird nur gesagt, der König habe sich mit Manteuffel wieder „versöhnt“ und somit fiel der Gedanke an seine Entlassung und Ersetzung durch Alvensleben von selbst. Beide Stellen vereinigt, geben das richtige Bild. Da dem König Alvensleben nicht mehr paßte wegen seiner ablehnenden Äußerungen und seiner Beziehungen zu Bismarck, blieb er bei Manteuffel. Die jedenfalls unbeabsichtigte Wiederholung der Alvenslebenschen Kandidatur dient Bismarck hier nur zur Klarlegung der Streitfrage über Rhyno Quehl, von dem er Manteuffel unter geschickter Benutzung des Schreckbildes Alvensleben befreit.

Bismarcks Diktate werden sich anfänglich öfter wiederholt haben, was ja kaum zu vermeiden war. Bucher hat wohl nur solche Stellen beibehalten, die sich ergänzten, während er überflüssige Doppelberichte mit Einverständnis des Fürsten beseitigte. Für die Zusammensetzung der Diktate ist diese Stelle daher bemerkenswert. Das Nächstliegende war doch, beide Diktate ineinander zu arbeiten. Aber das hätte redaktionelle Eingriffe vorausgesetzt, die Bucher, wo es irgend geht, zu vermeiden sucht. Bismarcks Wort, so wenig er es häufig billigt, war seiner Gewissenhaftigkeit heilig. Im Gegensatz zu den beiden Stellen der G. u. E. ist die Parallele ganz allgemein gehalten und kommt nicht weiter in Betracht, als daß sie Bismarcks Erzählung von seinen Aussöhnungsbesuchen in Drahnsdorf bestätigt.

32. Erste Kammer oder Herrenhaus. (G. u. E. I, 143 f., V. I, 164 f.)

1873 Januar 25. Unruh 347.

. . . Unsere Zustände ließen sich nicht in eine Parallele mit den englischen stellen. In England war die Krone ein Appendix des Oberhauses, welches auch das Unterhaus beherrschte, bis zur Reformbill, welche die Verhältnisse wesentlich anders gestaltet habe. Bei uns in Preußen habe die Krone stets obenan gestanden. Mit Rücksicht darauf habe er die Zusammensetzung unseres Herrenhauses stets, schon zur Zeit Friedrich Wilhelms IV., für keine glückliche gehalten. . . . Die Gutsbesitzer im allgemeinen, adelige wie bürgerliche, seien noch die alleinige tatsächliche Korporation mit gemeinschaftlichen Interessen und Tendenzen gewesen; auch der bürgerliche Gutsbesitzer sei binnen kurzer Zeit ebenfalls Junker geworden und habe sich den Adeligen angeschlossen. Die Schöpfung des Herrenhauses habe diese Einheit zerstört, die Aristokratie isoliert, deren Votum im Herrenhause kein Gewicht nach außen besitze. Es komme darauf an, das Herrenhaus so zusammenzusetzen, daß es die ganze besitzende Klasse repräsentiere, so daß, wenn das Herrenhaus zu einem Vorschlage des Abgeordnetenhauses „Nein“ sage, die ganze besitzende Klasse im ganzen Lande mit diesem Nein einverstanden sei. Deswegen dürfe man das Herrenhaus nicht allein aus der Aristokratie, sondern aus dem Grundbesitz überhaupt und nicht nur aus diesem allein, sondern aus dem Besitz im allgemeinen zusammensetzen, möge man unter diesem auch die Millionäre verstehen. (Parl. I, 67.)

Der dritte Abschnitt des siebenten Kapitels greift zeitlich zurück. Die Erzählung der Art und Weise, wie Friedrich Wilhelm seinen eigenen Ministerpräsidenten mit Hilfe Bismarcks bekämpft, gibt Veranlassung zur Schilderung einer anderen Angelegenheit, zu deren Betreibung Bismarck ebenfalls nach Berlin kommen muß. Die zweite Kammer stand in Beratung über die

Gestaltung der ersten. Der König wünschte die Herstellung eines „House of Pairs“, einer durchaus königlichen, jederzeit gefügigen Versammlung. Bismarck gelingt es, in Erfüllung eines königlichen Wunsches, die konservative Fraktion gegen die Meinung ihrer Führer dafür zu gewinnen. Er knüpft hieran eine Betrachtung über eine notwendige Reform des Herrenhauses, zu der wir obige Parallele haben. In die Kritik seines eigenen Verhaltens, die die G. u. E. bringen, tritt Bismarck schon früher ein. 1873 erzählt er, er habe schon zu Zeiten Friedrich Wilhelms IV. die Gestaltung des Herrenhauses für ungünstig gehalten. Dem entspricht, daß die G. u. E. schon von einem Vorschlag wissen, den Bismarck damals — 1852 — über die Zusammensetzung des Herrenhauses machte. Angesichts der bestimmten Wünsche des Königs schlägt er eine Halbierung des Hauses vor; einen Teil sollen erbliche Pairs bilden, den anderen, größeren aber gewählte Vertreter des Grundbesitzes. 1873 wünscht er das Herrenhaus ganz aus dem Besitzstande gewählt; die Beschlüsse gewännen dadurch an Gewicht, wenn hinter den Votanten eine große Anzahl nicht unbedeutender Wähler stehe. Wenn auch die G. u. E. gestehen, daß Bismarck zur Zeit der Fragestellung keine persönliche Überzeugung hatte, so lagen ihm doch die Gedanken, die er später aussprach, auch damals schon, wie wir sehen, nicht fern. (Vgl. dazu Parl. III, 110.)

33. Frau von Bismarck in Koblenz. (G. u. E. I, 154, V. I, 176—177.)

1855 Oktober 7. Gerlach 249.

Einen etwas bitteren Nachgeschmack hat mir das erste Début meiner armen Frau am Hofe hinterlassen. Sie war dem Könige zwar vorgestellt, aber Ihrer Majestät nicht, und um dies nachzuholen, ließ ich sie hinkommen; bisher war sie niemals mit mir in der Nähe des Hoflagers gewesen. Se. Majestät ignorierten sie aber vollständig, auch als wir en très-petit comité einige Stunden lang auf dem Dampfschiffe zusammen waren; die Königin war leidend und hatte daher nicht viel für sie übrig, und die Prinzessin von Preußen behandelte sie mit gesuchter Zurücksetzung, während alle übrigen Gesandtenfrauen sich des Sonnenscheins der Gnade der Herrschaften in hohem Maße erfreuten. Wenn auch der Prinz von Preußen mit großer Liebenswürdigkeit sich der merklichen Verlassenheit meiner Frau annahm, so kam doch ihr unverdorbener hinterpommerscher Royalismus etwas tränenschwer aus dieser Probe zurück.

Ergebnisse.

Wir haben Zeugnisse aus allen Lebensaltern des Staatsmannes Bismarck, vom Abgeordneten im vereinigten Landtag bis zu dem gestürzten Reichskanzler in Friedrichsruh, in Parallele zu den Gedanken und Erinnerungen betrachtet. Sie führen naturgemäß zu zwei Fragen: Was besagen uns diese Dokumente in ihrer Zusammenstellung und Gegenüberstellung an sich? Wie verhalten sich zweitens die Gedanken und Erinnerungen zu ihnen, was ergibt also die Vergleichung?

Wenn wir nach den Parallelerzählungen zuerst fragen, so knüpfen wir an das in der Einleitung gesagte wieder an. Die Schwierigkeit der Überlieferung des echten Bismarckschen Wortes war dort charakterisiert worden. Wie bestehen die Erzählungen hier ihre Prüfung?

An erster Stelle interessiert uns unser Hauptgewährsmann Busch, einmal, weil er das meiste bietet, zum andern, weil seine Veröffentlichungen großes Aufsehen erregten und dementsprechend von Berufenen und Unberufenen bis in alle Winkel hinein kritisiert und besprochen wurden.

Es ist viel Böses und Absprechendes über sie gesagt worden; ich glaube zu viel. Der ganze Bismarck lag eben nicht in dem gedruckten Wort allein. So müssen natürlich auch Buschs Aufzeichnungen dieser feinen Nüancen und Färbungen entbehren. Das gesprochene Wort hört sich anders an, als das aufgezeichnete aussieht. Wie oft erfahren wir, daß wir einem geschickten Redner mit Entzücken lauschen, und wenn wir nachher das gedruckte Wort lesen, fragen wir uns zweifelnd, ob das dasselbe sei, was wir vernahmen. Buschs zahlreiche Aufzeichnungen kleiner Gelegenheitsäußerungen, Aphorismen und Fragmente werden von diesem unvermeidlichen Mangel besonders hart betroffen. Aber auch er hat Anspruch auf die Nachsicht, die andern Berichterstattern gewährt wird.

Wenn es trotzdem an schmähenden Beiworten, wie roh, verständnislos, plump, aufschneiderisch, sensationslüstern usw. nicht gefehlt hat, so hat man Busch noch darüber hinaus unlauterer Absichten bei der Veröffentlichung seiner Notizen bezichtigt. Buschs Mitteilungen kamen dem weihrauchschwingenden Teil der Bismarck-Presse ungelegen. Man wußte sich nach dem bisherigen Ton der Bismarck-Verherrlichung nicht zu ihnen zu stellen und eröffnete kurzerhand den Vernichtungskrieg. Was für Übertreibungen diese Treibjagd gezeitigt hat, lehren die damaligen Zeitungsartikel. Die einsichtige Kritik hat sich jedoch daran nicht beteiligt. Denn Buschs Schwäche liegt nicht in seiner angeblichen Unehrlichkeit. Man wird zunächst darüber streiten können, ob es geschickt war, alles das zu veröffentlichen, was in den Tagebuchblättern steht. Wer das ganze Buch ohne vorgefaßte Meinung und in sachlicher Ruhe durchgelesen hat, muß erkennen, daß sein Grundzug eine in tiefer Überzeugung wurzelnde Verehrung und Liebe zu dem großen Manne ist. Aber sein Verkehr mit Bismarck, die häufige Nähe des Großen, seine Herablassung, die den kleinen sächsischen Journalisten mehr sehen ließ als manchen der Höchstgestellten, ist ihm verhängnisvoll geworden. Er ist eitel dadurch geworden. Er ist zu naiv, um bescheiden oder zurückhaltend zu sein; im Gegenteil, er ist von Aufdringlichkeit nicht frei, macht sich gern breit und bemerkbar und gewahrt nicht, wann er entbehrlich ist. Ein Unwürdiger war er aber nicht; dem hätte ein Mann wie Bucher nie ein so weitgehendes Vertrauen geschenkt. Seine treue Ergebenheit ist auch Bismarck selbst niemals zweifelhaft gewesen. Er hat durch seine Stellung sehr viel gehört und gesehen. Aber er war doch immer nur ein Handlanger, ein Untergeordneter, und das merkt man auch seinen Tagebüchern sehr an. Seine Erzählungen tragen das Merkmal der Portiersloge. Man ist zwar der Herrschaft treu ergeben und geht für sie durchs Feuer, aber man horcht mit Interesse auf alles, was bei ihr vorgeht, vernimmt auch gern Nachteiliges über die Höhergestellten und freut sich über jeden Stoff, der das Erzählen und Weitertragen lohnt. So hat Busch es sich nie entgehen lassen, alles was er erhaschen konnte, seinem Notizbuch anzuvertrauen. Aber der Versuch der Nachahmung mißrät ihm zu oft. Durch den Versuch, dem Bilde noch mit einigen Pinselstrichen nachzuhelfen, wird es dann leicht zur

Karikatur. Wir haben bei der Einzelbesprechung der Parallelstellen schon gesehen, wie oft an Buschs Referaten etwas auszusetzen war. Einfache Irrtümer können als selbstverständlich angesehen werden und brauchen hier nicht noch einmal erwähnt zu werden. Aber die Art seiner Fehler ist für ihn besonders charakteristisch und bestätigt das über ihn ausgesprochene Werturteil. Immer stellt er seinen Helden Bismarck in den Vordergrund, einerlei, ob er ihn dadurch einen Verstoß gegen die guten Sitten oder gegen höfischen Gebrauch machen läßt. Nicht Bismarck beginnt die Unterredung mit Gagern (Nr. 13), ebensowenig fragt Bismarck in Petersburg nach dem Zweck der verlorenen Schildwache (Nr. 45), ebensowenig lehnt er von sich aus das ihm zugedachte Geschenk Viktor Emanuels ab (Nr. 111). Ganz typisch für Busch sind seine Berichte über Rechberg (Nr. 61) und Costenoble (Nr. 70). Rechberg dargestellt als ängstlicher „Kneifer", Bismarck, der ihm den „dummen Jungen" an den Kopf wirft: über dieses Niveau kann sich Busch nicht hinausdenken. Das hilflose Erstaunen des ganzen Kronrats über Bismarcks Annexionsrede gefällt Busch sehr als Gegensatz zu der Überlegenheit seines Herren. Dann läßt er Bismarck noch schnell „einen gepfiffen haben", damit ein „echter" Bismarckausdruck zur Verwertung kommt. Mit solchen Ausdrücken spart er nicht. Ein taktvoller Mann hätte das „Serenissimus wollte kneifen" (Nr. 94) nicht gedruckt. Wir sehen, daß sich Busch der Schwierigkeit der Wiedergabe Bismarckischer Gespräche weniger als mancher andere gewachsen zeigt. In seinen Berichten, die er in höherem Auftrag anzufertigen hat, ist er brauchbar. Abends bei der Flasche vereinigen sich seine Schwerhörigkeit und sein schwaches Taktgefühl zu solchen Entgleisungen. Das kann uns aber nicht veranlassen, seine Tagebuchblätter beiseite zu schieben. Wir kommen im Gegenteil zu dem Ergebnis, daß sein Buch wertvoller ist als manche Tischgespräche aus Poschingers Sammlungen, auch deshalb, weil wir Busch gegenüber über bessere Handhaben zur Kritik verfügen, als bei vielen anderen Gesprächen, deren Berichterstatter wir überhaupt nicht kennen.

Man hat gesagt, Buschs Publikationen verunglimpften uns das Andenken an den Großen. Das ist ein ganz haltloser Vorwurf. Wie viele Meister werden kopiert, und wo hätte die Nachbildung jemals das Vorbild erreicht? Das kann doch das

Original nicht schädigen. Tatsächlich gibt uns keine Aufzeichnung anderer Zeitgenossen einen ähnlich tiefen und ergiebigen Einblick in Bismarcks Werkstatt.

Die anderen Berichterstatter stehen quantitativ weit hinter Busch zurück. Obwohl Keudell und Tiedemann jahrelang Bismarck sehr viel näher standen als Busch, ist der Schatz ihrer Mitteilungen über Gespräche mit Bismarck im Verhältnis zu Busch verschwindend gering. Sie hatten naturgemäß nicht so viel Zeit wie der Journalist, hatten auch als bedeutendere, selbständig denkende Männer nicht das Maß von Bewunderung für jedes beliebige Wort ihres Meisters. Auch Tiedemann zeichnet Tagebuchnotizen auf, aber welch' ein sachlicher Unterschied zwischen ihm und Busch. So kommt es, daß uns diese Männer nur wirklich markante Notizen geben, die selten einmal unzuverlässig sind. Aber nicht viele können sich rühmen, Busch qualitativ überlegen zu sein. Meistens müssen wir sagen: Soviel Köpfe, soviel Meinungen! Da berichten uns (Nr. 102) zwei Reichstagsabgeordnete über dasselbe Gespräch, das beide zu gleicher Zeit mit angehört haben. Verschiedener konnten ihre Berichte kaum ausfallen. Über die Thronkabale von 1848, Bismarcks Unterredung mit Georg von Vincke (Nr. 13), sind sämtliche Berichte verschieden. Das finden wir oft. Gewöhnlich sind es ja keine weltbewegenden Dinge, die die Unterschiede ausmachen. Aber daneben stehen wie bei Busch größere, fast unverständliche Entgleisungen. Schönhausen als Lehen Heinrichs des Löwen (Nr. 102) erinnert, was die Stärke des Irrtums anbetrifft, an Bismarck als Gouverneur von Massachussets (S. 32). Auf derselben Stufe steht die Angabe, Napoleon habe Österreich mit Hilfe der Seemächte zweiten Ranges angreifen wollen (Nr. 35), oder Bismarck habe Ludwig II. dadurch für ein preußisch-hohenzollernsches Kaisertum begeistert, daß er ihn daran erinnerte, die Wittelsbacher hätten einmal den deutschen Kaiserthron innegehabt (Nr. 102). Das sind alles Punkte, die die Berichterstatter, auch wenn sie richtig verstanden zu haben glaubten, zuerst hätten anzweifeln müssen. Auch sonst finden wir der Fehler genug. Das Bismarck am 6. Juli nicht nach Ems gefahren ist, daß König Wilhelm Gramonts Unverschämtheit auch ohne Bismarcks Nachhilfe sehr wohl selbst empfand (Nr. 94), läßt sich leicht feststellen. Selbst ein so vorsichtiger Berichterstatter wie Mittnacht, der nach

dem Prinzip: je kürzer, desto besser zu referieren scheint, versagt einmal (Nr. 125), und der sonst zuverlässige Friesen läßt uns in der Wiedergabe der Nikolsburger Verhandlungen (Nr. 86) ganz im Stich. Allerdings unterscheiden sich die Berichte der beiden Minister — und damit kommen wir zu einem anderen Typus von Erzählungen — dadurch von dem vorher skizzierten, daß die Schuld der Unklarheit ziemlich sicher bei dem Erzähler Bismarck zu suchen sein wird. Jedenfalls sehen wir, daß Busch nicht allein bleibt. Vermeidbare Irrtümer und Verzerrungen haben andere so gut wie er.

Neben die Erzählungen, die vor der Kritik nicht standhalten, stellen sich Gespräche und Reden Bismarcks mit unverkennbarer politischer Tendenz. Hier haben wir prächtige Beispiele, welche die Absicht ihres Erzählers mit Händen greifen lassen. Daß Wilhelm I. von Württemberg im Jahre 1855 den Wunsch nach Straßburg als deutscher Bundesfestung ausgesprochen habe (Nr. 24), erzählt Bismarck am 2. Mai 1871, als der Gesetzentwurf über die Vereinigung Elsaß-Lothringens mit dem deutschen Reiche zum ersten Mal im Reichstag zur Lesung stand. Zweimal verfolgt Bismarck die Tendenz, England über preußische Absichten zu beruhigen (Nr. 54, 91). Ebenso handgreiflich ist seine Absicht in den Gesprächen mit Friesen, die sich eigentlich an den König von Sachsen richten (Nr. 77, 109). Bismarcks Liberalismus, den er Vilbort einredet (Nr. 88), steht auf derselben Stufe. In solchen Fällen, deren unsere Sammlung nicht wenige aufweist, haben wir also zunächst nach der Adresse zu fragen, an die sich Bismarck gerichtet hat. Die Absicht des Erzählers muß zuerst ganz in Abzug gebracht werden. Denn das dargestellte historische Ereignis steht nicht um seiner selbst willen im Vordergrund; seine genaue Angabe ist nicht beabsichtigt, sondern wird wider besseres Wissen verschleiert oder verschwiegen. „Klug ist er wie die Schlangen, aber schwerlich ohne Falsch wie die Tauben“, sagt Bennigsen von Bismarck (Oncken II, 30) und in Bluntschlis Memoiren heißt es noch stärker: „Es ist in dem antediluvianischen Manne eine seltsame Verbindung von lauterster Offenheit und tiefster Verschlagenheit, von rückhaltloser Wahrhaftigkeit und bewußter Täuschung. Er muß die Diplomaten fürchterlich angelogen haben.“ Oft freilich ist die politische Deduktion nicht beabsichtigt, sondern der Eingebung des Augenblicks entsprungen, sodaß Bismarck auch unbewußt in der Rede

Kausalverbindungen herstellt, die unzutreffend sind; aber er hat sich auch nie gescheut, indiskreten Fragern und fremden Diplomaten einen ordentlichen Bären aufzubinden. Dazu kommt, daß das Bedürfnis nach Stilisierung und Abrundung des Gesprächs (Nr. 9, 30) den Erzähler leicht veranlassen, ungenau zu werden.

Alle hier angeführten Fälle sind keine Einzelfälle, sondern, wie die Regesten zeigen, Typen für Verwandtes. Es fällt also Bismarck hier ebensowenig wie in den Gedanken und Erinnerungen ein, ein aktenmäßig genauer Zeuge sein zu wollen, ein Anspruch, den sonst wohl jeder Memoirenschreiber für sein Werk zu stellen sich für berechtigt hält. Festers Grundsatz, den Gedanken und Erinnerungen nur zu entnehmen „wie er die Dinge ansah und angesehen wissen wollte“,[1] findet also auch auf die Parallelerzählungen Anwendung, wie denn überhaupt zwischen den Gedanken und Erinnerungen und den Parallelen eine weitgehende Verwandtschaft besteht. Im übrigen zeigen die Gedanken und Erinnerungen im Großen wie im Kleinen eine große Überlegenheit über ihr Vergleichsmaterial. Das ist nur natürlich, da sie einen großen Zusammenhang darstellen, den die kleinen Zeugnisse entbehren müssen Aber auch in der Genauigkeit der Darstellung historischer Tatsachen sind die Gedanken und Erinnerungen doch treuer als die Parallelen, immer natürlich unter Berücksichtigung der für ihre Betrachtung notwendigen Voraussetzungen, die für beide Quellen die gleichen sind. Ebenso wie Kaemmel in seiner Kritik zugeben muß, daß in den von ihm beleuchteten Kapiteln (Schleswig-Holstein, Emser Depesche, Versailles) die berichteten Tatsachen zum größten Teil stichhaltig sind, wie Marcks sich zur Anerkennung des Grundgehalts des Kapitels Kulturkampf entschließt, ebenso sehen wir in den Kapiteln über Babelsberg und Nikolsburg, sowie die Emser Depesche die Überlegenheit der Gedanken und Erinnerungen. Bis auf ganz wenige geringe Ausnahmen behaupten sie vor ihren Parallelen den Vorrang. Der diktierende Bismarck zeigt sich uns als ein vorsichtigerer und zuverlässigerer Berichterstatter als der erzählende.

---

[1] Über den historiographischen Charakter der G. u. E. Bismarcks. (Histor. Zeitschr. 85, 1900.)

Ferner fällt auf, daß Bismarck, was auch immer das jeweilige Motiv seiner Erzählungen gewesen sein mag, sichtlich einige Kapitel seines Lebens bevorzugt hat. Zur Übernahme der Ministerpräsidentschaft und zur Jüterboger Episode, zu den Nikolsburger Verhandlungen und zur Emser Depesche sind seine Erinnerungen immer wieder zurückgekehrt. In allen diesen Fällen steuert der Erzähler nachweisbar auf einen Kulminationspunkt hin. Er dramatisiert, und zwar beginnt er sein Drama in der Regel mit dem fünften Akt. Nichtsdestoweniger wird die unmittelbar nach dem Erscheinen der Gedanken und Erinnerungen allgemein empfundene künstlerische Wirkung uns heute nicht mehr in Versuchung führen, die Analogien zu Bismarcks Erzählertätigkeit in dem Schaffen des Künstlers zu suchen. Denn die Freiheit, die gemeinhin nur dem Poeten gegönnt wird, nimmt auch der Politiker für sich in Anspruch, insofern er sich seine historischen Beispiele stets zurechtschneiden wird. Der Historiker ist durch sein Material gebunden. Der Politiker kommandiert die Geschichte, wie sein Zweck es erheischt. Namentlich die Lieblingsthemata Bismarcks gehören in den Bereich dieser politischen Beispiele. Nur daß bei ihm die Doktrin nicht das erste ist, sondern der Gedanke sich zwanglos entwickelt aus der Geschichte, die er selbst gemacht hat und als Erzähler nochmals gestaltet.

Als die Gedanken und Erinnerungen erschienen, hat der frische Eindruck ihrer ungeschminkten Wahrheiten manches harte Urteil gezeitigt. Der finstere Geist des Greisenalters, die Verbitterung, die zunehmende Gedächtnisschwäche, Mangel an subjektiver Wahrhaftigkeit sollten die Faktoren gewesen sein, die bei den Gedanken und Erinnerungen Pate gestanden hatten. Man hört oft, Bismarck habe darin seine Gegner nicht sachlich sondern persönlich bekämpft, herabgesetzt, verleumdet. Bismarcks Urteile in seinem politischen Testament sind freilich bitter und hart. Vergleichen wir aber die Parallelen mit den Gedanken und Erinnerungen, so müssen wir feststellen, daß diese im Verhältnis zu Bismarcks innerster Überzeugung sehr zurückhaltend sind (Nr. 118, 121). So haben beispielsweise die zahlreichen sarkastischen Bemerkungen in Bismarcks Frankfurter Berichten über Prokesch in den Gedanken und Erinnerungen keinen Wiederhall gefunden. In schwierigen Zeiten, als die Gegnerschaft im eigenen Lager immer mehr erstarkte, wurde

auch das persönliche Urteil schärfer. Aber es bleibt zu beachten, daß Lob und Tadel sich stets nach einem einzigen Gesichtspunkt richten, dem Nutzen und Schaden für das Staatsganze und die Staatsidee. Und da zeigt sich in der Behandlungsweise seiner Gegner ein Unterschied. Männer wie Arnim und Usedom waren für ihn mit einer Art politischer Unsittlichkeit behaftet und fielen damit aus der Kategorie der ehrlichen Gegner heraus. Daher Bismarcks verächtliche Art gegen sie, die anderen Gegnern, wie z. B. Augusta gegenüber, fehlt. Der Adel in Bismarck und sein Pflichtgefühl sträuben sich gegen solche Kollegen und Standesgenossen. Man darf andererseits nicht vergessen, wie unsachlich und zum Teil verständnislos Bismarcks Gegner waren. Es hat wohl nie ein Mensch sich soviele vom Übelwollen und von Ignoranz geleitete Angriffe gefallen lassen müssen. Wie soll man schließlich auf Virchows Abrüstungsvorschlag von 1869, auf Schorlemers und Mallinkrodts Kampfweise (Reden VI, 134 ff.) sachlich antworten? Bismarck klagt oft bitter darüber, daß man es ihm gegenüber nicht für nötig halte, sachlich zu bleiben, und daß ihm gegen solches Verfahren keine Waffe zu Gebote stehe. Handelte es sich schließlich bei der Palastpolitik der Kronprinzessin und Kaiserin Augusta, bei dem Haß der Kronprinzessin Viktoria gegen Bismarck nicht um eine höchst persönliche Gegnerschaft? Wenn wir bedenken, in welchem harten aufreibenden Kampf nach allen Seiten hin Bismarck gestanden hat, wie seine Isolierung immer mit der Zahl seiner Feinde wuchs, wenn wir seine sonstigen Zeugnisse darüber hören, so werden wir zugeben müssen, daß die Gedanken und Erinnerungen viel abgeklärter und ruhiger sind als die Zeugnisse unmittelbarer Kampfeszeiten. Anklagen sind nicht nach ihrer Schärfe, sondern nach ihrem zureichenden Grunde zu prüfen. Und da wird sich uns mancher scheinbar verbitterte Ausspruch als höchst berechtigt erweisen, auch wenn etwa Bismarcks Anklagen über die weiblichen Intriguen am Hofe übers Ziel hinausschießen sollten, was übrigens nach unserer Kenntnis der Dinge bisher nicht aktenmäßig zu erweisen ist. Man kann aber, und das ist das Ausschlaggebende, was die Parallelen vollauf bestätigen, niemals andere als sachliche Beweggründe in Bismarcks Handlungen nachweisen.

Alles das zeigen von neuem die Artikel der „Hamburger Nachrichten“. Zwar ist Bucher seinerzeit mit den Weisungen,

die Hofmann erhielt, nicht recht einverstanden gewesen. „Hofmann von den „Hamburger Nachrichten“ kommt alle Wochen und läßt drucken, was der Fürst ihm sagt, gleichviel ob es bedacht ist oder das Gegenteil.“ Die außerordentliche Übereinstimmung zwischen den Gedanken und Erinnerungen und den Artikeln beweisen jedoch, daß Bismarck sehr wohl „bedachte“, was er schrieb und aussprach. Denn die Übereinstimmung liegt nicht, wie wir schon sahen, in einer textlichen Anlehnung der Artikel an die Gedanken und Erinnerungen begründet, sondern in der gleichbleibenden Auffassung des Autors.

Man pflegt gewöhnlich auf die wenigen Äußerungen Buchers über die Gedanken und Erinnerungen besonders starkes Gewicht zu legen und Bucher und seiner Überlieferung durch Busch mehr Glauben zu schenken, als Bismarcks eigenen Worten. Wir wissen aber heute, daß Buchers Urteile meist unzutreffend sind, und sich dadurch erklären, daß er Bismarcks Diktate als Material zu einem aktenmäßig genauen Memoirenwerk ansah und die Absicht seines Chefs zunächst nicht verstanden hat. Es wird in den Gedanken und Erinnerungen nicht nur der alte Kaiser und Alvensleben gelobt, sondern es treten die Männer in den Vordergrund, die mit irgend einer bedeutenden Leistung Bismarcks Vertrauen gewonnen haben; zu Alvensleben gesellen sich Holnstein, Falk, Radowitz, Stolberg. Ebensowenig wie seine Rüge der Tadelsucht Bismarcks bestätigt sich Buchers Urteil, daß der Erzähler Bismarck den „mißlungenen“ Aktionen ausgewichen sei (Busch III, 330). Falk wird nicht gelobt, weil Bismarck von ihm Enthüllungen fürchtete, sondern wegen seiner Begabung und Energie. Falks Veröffentlichungen haben die Gedanken und Erinnerungen bestätigt. Auch ist die Behauptung unzutreffend, daß Bismarcks Auftreten „gegen die Unfehlbarkeitsabsichten Pio Nonos“ eine ausgemachte Tatsache sei; wir wissen das Gegenteil. Bismarcks spanische Pläne sind nicht so, wie Bucher, geschweige denn Busch es sich dachten, eine „Falle für Badinguet“ gewesen. Die Behauptung Buchers, daß die spanische Kandidatur in einer Sitzung des Gesamtministeriums (am 15. März) beraten worden sei, ist ebenfalls unrichtig; denn es fehlte der Beratung bei dem Fürsten von Hohenzollern mit Absicht und Überlegung jeder offizielle Charakter. So schießen also Buchers Urteile über die G. u. E. wie über die Hofmannschen Artikel weit übers Ziel hinaus.

Als Oskar Jäger im Juli 1892 in Kissingen Bismarcks Gast war, schrieb er: Ich konnte konstatieren, daß Bismarck sehr wohlauf, guter, keineswegs verbitterter Stimmung, nichts weniger als ein alter Mann, sondern in vollem Besitz seiner Geisteskräfte ist (Erlebtes S. 66). Auch die Parallelen beweisen, daß Bismarcks Gedächtniskraft nicht nachgelassen hatte, und daß man fälschlich die versagende Erinnerung zur Erklärung angeblicher Verschiebungen in Bismarcks Gedächtnis angeführt hat (s. zu Nr. 91). An anderen Stellen zeigen die Parallelen mehr als einmal, daß Bismarck mehr zu sagen wußte, als in den Gedanken und Erinnerungen steht, und aus bestimmten Gründen seine Erinnerung auf ein Minimum reduziert. Daß sein Gedächtnis mit falschen Daten und Verwechslungen auch Bismarck einen Streich spielt, davor ist er so wenig wie ein anderer Sterblicher sicher. Dagegen muß nach den anderweitigen Zeugnissen seiner erstaunlichen Erinnerungskraft bezweifelt werden, daß er große Abschnitte seines Lebenswerkes vergessen haben sollte.

Was endlich den Vorwurf der fehlenden subjektiven Wahrhaftigkeit angeht, so sahen wir, daß Bismarck in mündlichem Verkehr gelegentlich zur Lüge griff. Das gibt er selbst zu, wenn er zu Crispi sagt (S. 133): „Ich lüge nicht gern; die Lüge ist mir verhaßt, aber ich gestehe, daß ich in einigen seltenen Fällen in meinem politischen Leben dazu greifen mußte.“ Also läge die Folgerung nahe, daß auch die Gedanken und Erinnerungen nicht von Unwahrheiten frei wären, und diese Konsequenz ist auch gezogen worden. Es ist eine banale Wahrheit, die in Bismarcks Lebenswerk lebendig geworden ist, daß die Politik nicht das wahrhaftigste Geschäft ist, und daß in ihr nicht die Konsequenz, sondern die Möglichkeiten die bestimmenden Faktoren sind. „Klugheit ist für den Staatsmann, auf dessen Schultern das Schicksal von Millionen ruht, nicht nur eine intellektuelle, sondern eine moralische Tugend“, sagt Treitschke in seiner Politik. Die Insinuation ist und bleibt ein integrierender Bestandteil politischer Verhandlungen. Unsere Parallelen belegen das mit neuen Beispielen. An einer einzigen Stelle nur überführen sie die Gedanken und Erinnerungen einer handgreiflichen Unwahrheit, die, wie schon gezeigt worden ist, sich als natürliche Konsequenz einer von Bismarck für notwendig gehaltenen Verschleierung der historischen Wahrheit ergab (Nr. 101). Es versteht sich von selbst,

daß damit nun nicht die Gedanken und Erinnerungen ein Freiwild werden für Wahrheitssucher. „Kritik ohne Liebe geht von vornherein irre, greift und sieht den Gegenstand von vornherein falsch an“, hat Rudolf Hildebrand in seinen „Gedanken“ (S. 163) ebenso treffend wie schön bemerkt. Liebe ist hier identisch mit Verständnis, zu dem die Parallelen uns einen neuen Weg gewiesen haben.

Lebenslauf.

Geboren bin ich, Robert Pahncke, am 5. März 1885 zu Darmstadt als Sohn des Stadtpfarrers Karl Pahncke und seiner Ehefrau Helene, geb. Beyschlag. Mein verstorbener Vater war zuletzt Professor und Geistlicher Inspektor an der Landesschule Pforta. Ich besuchte die Gymnasien zu Bonn, Schulpforta und Trarbach a. d. Mosel, von wo ich Ostern 1906 mit dem Reifezeugnis entlassen wurde. Ich studierte Philologie, besonders Geschichte, Geographie und Germanistik an den Universitäten Kiel, Leipzig und Halle. Während meines Aufenthaltes in Leipzig genügte ich gleichzeitig meiner einjährig-freiwilligen Dienstpflicht. Am 26. Mai 1913 bestand ich das Examen rigorosum. Meine akademischen Lehrer waren die Herren:

Kauffmann, Martius, Unzer, Volquardsen, Wolff (Kiel);

Barth, Brandenburg, Doren, Hirt, Hoffmann, Holz, Ihmels, Lamprecht, Salomon, O. Th. Schulz, Sievers, Volkelt, Weule, Witkowski (Leipzig);

Fester, Fries, Kern, Lindner, Menzer, Meumann, Niese †, Philippson, Praechter, Schenk, Schlüter, Sommerlad, Walther, Wüst (Halle).